

ANNETTE SPRATTE

DIE TOCHTER  
DER  
*Hungergräfin*

  
Francke



## Prolog



»Mutter? Warum kommt Ihr nicht zum Essen, Mutter?« Ich schob die schwere Holztür zu ihrem Gemach auf. Die Stille, die mir entgegenschlug, schnürte mir die Kehle zu und es kostete mich große Überwindung, den Raum zu betreten. Gänsehaut lief mir über die Arme, und das nicht nur, weil es hier drinnen so kalt war.

Sie wirkte wie eine geschnitzte Marienfigur, wie sie da saß, blass und schön in ihrem weißen Leinennachthemd, das unter dem dunkelgrünen Morgenmantel hervorleuchtete wie ein Rest Schnee in einem Moosbett. Die langen Tressen ihrer blonden Haare lagen lose auf ihren Schultern und in ihrem Arm hielt sie den Knaben, dessen dunkles Haar sich stark von seinen bleichen Wangen abhob. Beide waren vollkommen reglos.

»Mutter?«, flüsterte ich, unfähig, meiner Stimme mehr Kraft zu verleihen.

Sie drehte den Kopf zu mir, langsam, als wäre die Zeit eingefroren. Nur kurz streifte mich ihr leerer Blick, dann wanderte er wieder zum offenen Fenster. Die eisige Kälte fuhr mir wie ein Blitzschlag in die Glieder. Mein Bruder rührte sich noch immer nicht. Die Wangen, die die letzten Tage vom Fieber rot geglüht hatten, wirkten wächsern. Keine Schweißperle stand mehr auf seiner Stirn.

Ich floh aus dem Zimmer und rannte durch die Flure der Burg zurück in den Speisesaal, wo ich mich meiner Kinderfrau in die Arme warf. »Ist er tot?«, schrie ich verzweifelt, obwohl ich die Antwort kannte. Deswegen hatte sie mich aufhalten wollen. Sie hatte mir diesen Anblick ersparen wollen und ich hatte nicht gehört, hatte wieder einmal nicht auf sie gehört und war einfach losgelaufen.

Sie drückte mich fest an sich, während meine Tränen wie eine Flutwelle aus mir herausströmten. Mein Bruder war tot. Der Erbgraf, auf den alle ihre Hoffnungen gesetzt hatten, hatte uns im Alter von nur sieben Jahren verlassen und jetzt waren wir den Mächtigen dieser Welt hilflos ausgeliefert.

Das Grafenhaus zu Sayn bestand nur noch aus Frauen.

# Teil 1

Juli 1636 – August 1637



Freusburg





# Verrat



Ich saß eng an Marlene gepresst und hielt ihren Arm umklammert. Auf ihrem Schoß saß meine kleine Schwester Johannette und starrte mich aus riesigen Augen an, den Daumen im Mund. Sie hatte die ganze Zeit gewimmert, bis unsere Mutter mit Ludwig eingestiegen war, dicht gefolgt von ihrer Zofe. Mit ihren vier Jahren verstand Nanni noch viel weniger als ich, warum wir mitten in der Nacht die sichere Freusburg verlassen und nach Hachenburg fahren mussten. Unsere Kinderfrau strich ihr mit immer der gleichen Bewegung über das blonde Haar, beinahe, als würde sie es selbst gar nicht bemerken.

Es war dunkel in der Kutsche. Die Vorhänge waren zugezogen und nur ab und zu fiel ein Strahl Mondlicht ins Innere, wenn der Wagen schwankte. Mein Blick war genauso reglos auf meine Mutter und meinen toten Bruder gerichtet wie der meiner Schwester auf mich. Die Zofe sah ich nur als Schatten in der Ecke der Kutsche und Ludwig wirkte wie eine lebensgroße Puppe in den Armen meiner Mutter, die die Augen geschlossen hatte und sich nicht bewegte.

Den ganzen Tag über hatte man versucht, ihr den Knaben abzunehmen, hatte auf sie eingeredet, sie zu überzeugen versucht. Es hatte nichts genützt. Allein, um sich anzukleiden, hatte sie ihn losgelassen. Sobald die Zofe ihr das Mieder geschnürt hatte, hatte sie ihn schon wieder in die Arme geschlossen und nicht einmal ihr Vertrauter Korporal Quast, der Befehlshaber ihrer Leibgarde, hatte sie davon abbringen können. Ihr Sohn würde noch lange genug im Sarg liegen, hatte sie gesagt.

Über das Hufgetrappel und das Knarzen der Räder hinweg war nichts zu hören als das leise Schmatzen von Nanni, die an ihrem Daumen saugte.

Da! Wieder rumpelten wir über eine Bodenunebenheit und schwaches Mondlicht berührte kurz das Gesicht meiner Mutter. Auf ihrer Wange funkelte ein glitzerndes Band silbern auf, dann herrschte erneut Dunkelheit. Waren das Tränen? Weinte meine Mutter etwa?

Ich spürte, wie mein Magen sich zusammenkrampfte, und auf einmal fiel mir das Atmen schwer. Ich hatte meine Mutter noch nie weinen sehen, nicht einmal nach dem Tod meines Vaters. Damals war ich sechs gewesen, Ludwig vier und Nanni noch gar nicht geboren und wir hatten viel Zeit mit Marlene verbracht. Meine Mutter hatte ich meist nur von Weitem bewundert: die schöne, starke Gräfin Louise Juliane von Sayn und Wittgenstein, die sich gegen alle machtgierigen Verwandten gestellt hatte, um Ludwigs Erbenspruch auf die Grafschaft zu verteidigen. So viel hatte ich verstanden. All diese wichtig aussehenden Männer in ihrer prunkvollen Kleidung waren gekommen, um uns zu nehmen, was uns rechtmäßig zustand.

Aber Mutter hatte nicht klein beigegeben. Sie hatte noch nie klein beigegeben. Sie jetzt so stumm und weinend mir gegenüber sitzen zu sehen, machte mir Angst. Hatte sie etwa aufgegeben, weil Ludwig tot war? Was wurde jetzt aus uns? Warum fuhren wir nach Hachenburg? War das nicht noch von den Schweden besetzt?

»Werden wir jetzt alle sterben?«, platzte es aus mir heraus. Ich fing an zu schluchzen und drückte mein Gesicht an Marlenes Arm. Plötzlich konnte ich den Anblick meiner Mutter nicht mehr ertragen.

»So ein Unfug«, hörte ich Marlene leise sagen. »Wie kommst du nur auf so etwas?«

»Die Schweden in Hachenburg werden uns umbringen!«

»Die Schweden sind schon vor ein paar Monaten abgezogen. Niemand wird uns umbringen.« Die Stimme meiner Mutter klang hölzern und wenig überzeugend. Erst dachte ich, sie würde wieder in Schweigen verfallen, aber sie redete weiter: »Wir wer-

den deinen Bruder neben seinen geliebten Vater zur Ruhe betten. Und dann bleiben wir erst einmal in unserem Schloss.«

In unserem Schloss. Ich konnte mich kaum noch an das Schloss Hachenburg erinnern, so lange wohnten wir jetzt schon in der uralten Freusburg mit ihren dicken Steinmauern und kalten Räumen. Aber eins wusste ich noch: Ich hatte mich im Schloss viel wohler gefühlt. An diesem Gedanken klammerte ich mich genauso fest wie an Marlenes Arm.

Nachdem das erste Stück des Weges aus der Burg heraus steil bergab geführt hatte und wir durch das ständige Bremsen des Kutschers kräftig durchgeschüttelt worden waren, verlief die Strecke jetzt in sanften Windungen an der Sieg entlang. Das trockene Juliwetter hatte die Fahrspur der Straße festgebacken, sodass wir in der gut gefederten Kutsche sacht hin und her gewiegt wurden. Nach der ganzen Aufregung des Tages spürte ich, wie mein Kopf immer schwerer wog und meine Augenlider zuklappten.



Ein kühler Luftstoß weckte mich. Verwirrt rieb ich mir die Augen. Die Tür der Kutsche stand offen und Korporal Quast zog gerade seinen Kopf heraus, um hastig wieder auf sein Pferd zu steigen. Draußen erstrahlte der Himmel in kräftigem Morgenrot und aus den Bäumen ringsum erhob sich ein wahres Konzert aus Vogelstimmen. Sie konnten die sich nähernden Hufschläge jedoch nicht übertönen. Meine Mutter hielt Ludwigs leblosen Körper eng an sich gepresst. Über seinem bleichen Gesicht sah ich die Ader an ihrem Hals pulsieren. Die Zofe hatte die Hände auf den Mund gelegt und blickte zitternd auf die Türöffnung.

Von draußen erklangen Rufe und die Hufschläge verstummten. Wer auch immer dort angekommen war, es musste eine größere Gruppe von Reitern sein, denn ich hörte das unruhige Schnauben der Pferde und das leise Klirren und Krachen von Waffen



und Zaumzeug. Ich erstarrte vor Angst. Wenn es nun doch die Schweden waren? Sie kannten keine Gnade.

»Still.« Der eisige Befehl meiner Mutter schnitt mein panisches Weinen ab, noch bevor es meinen Mund verließ. Ich musste mehrmals schlucken, wagte es aber nicht, auch nur einen Ton von mir zu geben. Neben mir hielt Marlene Nanni den Mund zu, obwohl diese schlief. Wir schienen alle die Luft anzuhalten, bis ein fremder Soldat auftauchte und in die Kutsche schaute. Sein Blick streifte kurz alle Insassen und blieb dann voll zufriedener Gewissheit an meiner Mutter hängen.

»Erlauchtigste Gräfin«, sagte der Mann, nahm seinen Hut vom Kopf und deutete eine Verbeugung an. »Der Kurfürst von Köln lässt Euch sein Beileid ausrichten.«

»Wie auch immer der Kurfürst davon erfahren hat«, sagte meine Mutter kaum hörbar und fügte dann lauter hinzu: »Wollt Ihr uns aufhalten und uns hindern, meinen Sohn in der Familiengruft zu bestatten?«

»Nichts dergleichen, Euer Gnaden. Wir sind nur Teil der kurkölnischen Reiterei auf Patrouille. Ihr habt von uns nichts zu befürchten.« Er neigte den Kopf zum Abschied, setzte den Hut wieder auf und ging zurück zu seinem Pferd.

An den zusammengekniffenen Lippen meiner Mutter konnte ich ablesen, dass dieser Soldat es an der nötigen Ehrerbietung hatte mangeln lassen.

Kurz darauf erschollen Befehle, die Reitergruppe zog an der Kutsche vorbei und galoppierte davon.

Korporal Quast erschien wieder an der Tür. »Bedauerlicherweise wurden wir verraten, Gnädigste. Wenn der Kurfürst es jetzt schon weiß, wird die Kunde vom Tod des Erbgrafen bis zum Abend die gesamte Grafschaft erreicht haben.«

»Ich weiß.« Meine Mutter schloss die Augen und stieß einen tiefen Seufzer aus. »Es ist nicht zu ändern«, sagte sie dann und sah den Korporal an. »Es war ohnehin ein wirrer Wunschtraum, seinen Tod vertuschen zu können. Setzt die Reise in größtmög-

licher Eile fort. Vielleicht können wir ihn wenigstens unbehelligt bestatten.«

Der Korporal verbeugte sich und schloss die Tür, während meine Mutter die kalte Stirn meines Bruders küsste. Von den Tränen der Nacht war nichts mehr zu sehen.



Es dauerte nicht mehr lange, bis wir vor uns die Mauern Hachenburgs aufragen sahen. Seit der Begegnung mit den kurfürstlichen Reitern hatten wir die Vorhänge geöffnet, was mich sehr erleichterte. Das frühe Sonnenlicht erhellte die bedrückende Atmosphäre. Die wächserne Leblosigkeit meines Bruders war dadurch zwar deutlicher, wirkte aber längst nicht mehr so unheimlich wie in der Nacht. Er lag in den Armen meiner Mutter, als würde er schlafen, und sah dabei so friedlich aus, dass auch ich den Wunsch verspürte, ihn zu berühren.

Mein Bruder. Wie würde mein Leben ohne ihn sein? Sicherlich deutlich langweiliger. Er hatte immer viele Dummheiten im Kopf gehabt, die ich nur zu gern mitgemacht hatte, auch wenn ich meistens die Schelte kassiert hatte, weil ich die Ältere war. Andererseits war es mir immer ein Dorn im Auge gewesen, dass er von allen so verhätschelt worden war, nur weil er ein Junge war. Der Erbgraf. Der Hoffnungsträger. Das war nun vorbei. Wenn es jetzt noch etwas zu erben gab, dann war ich die Nächste in der Reihe. Nachdenklich betrachtete ich sein regloses Gesicht. War es mir das wert?

*Nein*, dachte ich und schaute wieder aus dem Fenster. Die Grafschaft konnte mir gestohlen bleiben. Lieber wollte ich meinen Bruder behalten. Doch das war ein Ding der Unmöglichkeit.

Ich war noch ganz in stiller Trauer gefangen, als wir durch das obere Stadttor rollten und an der Schlossmauer entlang zur Zugbrücke fuhren.

Hochrufe aus der Bevölkerung begleiteten unsere Weiterfahrt.

Ich hatte erwartet, dass die Menschen in Stille die Mützen vom Kopf ziehen würden, aber anscheinend hatte sich der Tod des Erbgrafen noch nicht bis zu den einfachen Leuten herumgesprochen, und da wir nicht mit einem Trauerzug angekommen waren, bejubelten die Hachenburger die Rückkehr ihrer geliebten Gräfin.

Vor uns ragte der Turm der Stadtkirche empor. Das Schloss zur Rechten war aus diesem Blickwinkel hinter der hohen Mauer verborgen.

Die beschlagenen Hufe der Pferde hallten in der Straße wider und wurden besonders laut, als wir in den Schatten des Torbogens eintauchten. Kurz darauf verwandelte sich der metallische Klang in dumpfe Schläge auf dem Holz der Brücke, um dann dem Knirschen der Räder auf Kies zu weichen. Die Kutsche hielt an und in aller Eile wurden wir ins Schloss gebracht, sodass ich kaum Gelegenheit hatte, mich umzusehen. Ich hatte nur einen kurzen Eindruck von runden Wehrtürmen in der Schlossmauer und einem zweiflügeligen Gebäude, das in den oberen Stockwerken sicherlich einen wunderbaren Blick über die Stadt bot. Hoffentlich bekam ich ein Zimmer ganz oben.

Die Freusburg lag genau wie dieses Schloss oben auf einem Berg, der aber von weiteren Bergen umringt war, wodurch alles eng und zerfurcht wirkte. Um Hachenburg herum fiel das Land in alle Richtungen ab und man konnte sehr weit sehen. Nicht umsonst war diese Stadt schon seit vielen Jahrhunderten ein wichtiger Knotenpunkt und Handelsplatz. Was leider auch der Grund war, warum die Schweden sich hier einquartiert hatten und alle Mächtigen der Gegend sich darum rissen.

In einem Raum im Erdgeschoss stand bereits eine Bahre für Ludwig bereit und endlich war meine Mutter in der Lage, meinen Bruder loszulassen. Sie legte ihn so behutsam auf die weichen Polster, als wäre es eine Wiege, strich ihm noch einmal über die Wange und legte ihre Stirn an seine. So verweilte sie einen Moment. Als sie sich aufrichtete, seufzte sie tief und winkte uns

heran. Sie trat einen Schritt zurück und gab mir und Marlene Gelegenheit, uns ebenfalls von Ludwig zu verabschieden.

Ich folgte meinem früheren Impuls und beugte mich über ihn, schreckte aber im letzten Moment vor der Berührung zurück. In der Nähe wurde mir schlagartig bewusst, dass er nicht mehr da war und dass ich meinen kleinen Bruder nie mehr wiedersehen würde, nie mehr seine Albernheiten und sein Lachen hören würde. Nie mehr mit ihm zanken würde. Weg. Ausgelöscht. Einfach so.

Ich stolperte rückwärts und spürte die Hände meiner Mutter auf den Schultern, die mich zu sich umdrehte und an sich drückte. Gleichzeitig verzweifelt und erleichtert schmiegte ich mich so eng an sie, wie unsere Röcke es erlaubten.

Sie hatte mich nicht vergessen, meine Mutter. Gott sei Dank hatte sie mich in ihrer Trauer nicht vergessen.

Marlene weinte still vor sich hin, während sie eine Hand auf Ludwigs kalte Brust legte. An der anderen Hand hing Nanni und versuchte, die Kinderfrau von der Bahre wegzuziehen. Offensichtlich war ihr das alles unheimlich. Ich löste mich von meiner Mutter und hob stattdessen meine kleine Schwester hoch. Sie schlang sofort ihre Arme um meinen Hals und drückte so fest zu, dass ich kaum noch Luft bekam. Trotzdem tröstete es mich, ihren kleinen, warmen, überaus lebendigen Körper festzuhalten.

Korporal Quast stand etwas abseits, die Hände hinter dem Rücken, und wartete. Er war kein stattlicher Mann, aber größer als alle anwesenden Frauen, und strahlte eine gewissenhafte Ruhe aus. Ich wusste, dass er ein einfacher Mann aus dem Volk war, der meiner Mutter seit Jahren treu diente wie schon sein Vater vor ihm. Es gab kaum jemanden sonst, dem sie so blind vertraute. Jetzt hob er den Kopf, räusperte sich und näherte sich meiner Mutter. Er sagte nichts, doch auf ihr Nicken hin machte er auf dem Absatz kehrt und holte von draußen vier Soldaten, die mit ernster Miene die Bahre umringten und sie auf ihre Schultern hoben.

Der Korporal ging voraus, die Träger folgten und dann kam meine Mutter mit festen, aber schweren Schritten. Die Zofe, Marlene und ich mit Nanni auf dem Arm liefen hinterdrein quer über den Schlosshof zu einer Tür neben einem der Wehrtürme. Diese Tür öffnete sich in einen Bogengang, der über die Straße direkt in die Kirche führte. Dort stiegen wir eine ganze Reihe von Treppen hinunter, bis wir in einem kalten, aber hell erleuchteten Kellergewölbe ankamen. Ich fröstelte und Nanni fing leise an zu weinen.

Während die Soldaten die Bahre auf einem Steinsockel absetzten und sich zurückzogen, griff Marlene über meine Schulter und nahm mir meine Schwester ab, worüber ich froh war. Bei der Kinderfrau beruhigte sie sich sofort und lutschte wieder am Daumen, sodass Marlene auch einen Arm um mich legen konnte. Ich schluckte mehrmals und beobachtete mit großen Augen das Geschehen. An der niedrigen Decke tanzten Schatten und ringsum waren mehrere Säрге aus Stein aufgestellt. Mir wurde plötzlich bewusst, dass mein Vater in einem dieser Säрге liegen musste, und mir entschlüpfte ein leises Stöhnen, das schaurig von den Wänden zurückgeworfen wurde. Ich klammerte mich an Marlene.

Hinter der Bahre stand ein Pfarrer, der jetzt zu beten begann. Er sprach so leise, dass ich nichts verstand, als wären seine Worte nur für die Ohren meiner Mutter bestimmt. Sie stand vor der Bahre und fing nach kurzer Zeit so stark an zu schwanken, dass Korporal Quast an ihre Seite eilte und sie stützte.

Ich sah, dass sie fortwährend langsam den Kopf schüttelte, bis mir klar wurde, dass sie zwischen dem kleinen Körper meines Bruders und dem großen Steinsarg meines Vaters hin und her schaute. Da ich hinter ihr stand, konnte ich ihr Gesicht nicht sehen. Ich erschrak furchtbar, als sie plötzlich laut zu weinen anfang. Ihr schienen die Beine wegzusacken, denn der Korporal umfing sie mit beiden Armen und hielt sie fest an sich gedrückt, während sie völlig die Fassung verlor.

Marlene packte meine Hand und zog mich aus der Gruft hinaus die Treppe hinauf. Einer der Soldaten begleitete uns zurück ins Schloss. Er brachte uns in einen anderen Raum als den, wo die Bahre gestanden hatte. Er befand sich auch im Erdgeschoss, war aber kleiner und bequem eingerichtet mit einem Tisch und gepolsterten Stühlen, einer schönen Kommode und fein gestickten Wandbehängen. Im Kamin brannte ein Feuer, was mir nach der Kälte in der Gruft sehr willkommen war. Ich stellte mich davor und wärmte mir die Hände. Durch die Fenster konnte man in den Schlossgarten blicken, der mit seinen fröhlich-bunten Blumenbeeten sofort meine Stimmung hob. Ich war gern bereit, die gruselige Gruft umgehend zu vergessen.

Eine Magd brachte uns etwas zu essen, was sowohl Nanni als auch mich von allem Erlebten ablenkte. Wir aßen beide mit großem Appetit, während Marlene nur an einer Brotscheibe knabberte.

Nach einiger Zeit wurde meine Mutter von Korporal Quast in den Raum geführt. Er begleitete sie bis zu einem der Sessel am Fenster und half ihr, sich zu setzen. Dann bewegte sie sich nicht mehr und der Korporal stand etwas hilflos neben ihr.

Ich kaute langsam weiter und beobachtete meine Mutter. Zum Glück hatte sie aufgehört zu weinen, aber sie war entsetzlich blass. Unter ihren rot geränderten Augen hatten sich tiefe Ringe gebildet und die Wangen unter ihrem starren Blick wirkten eingefallen. Nur das langsame Heben und Senken ihrer Brust verriet, dass noch Leben in ihr war.

Da sie nichts weiter befahl oder verlangte, verbeugte Korporal Quast sich schließlich und verließ das Zimmer. Eine Weile war nichts zu hören außer Nannis Schmatzen und das Knistern des Feuers. Dann erklangen von draußen Hufschläge und Stimmen. Männerstimmen. Sie verlagerten sich in die Eingangshalle. Jemand verlangte energisch, bei der Gräfin vorzusprechen. Ich erkannte die Stimme von Korporal Quast, der ebenso energisch ablehnte, sich jedoch offensichtlich nicht

durchsetzen konnte, denn kurz darauf flog die Tür auf und ein stattlicher Mann stürmte in Begleitung von zwei Soldaten ins Zimmer.

Nanni fing sofort an zu weinen. Marlene sprang auf und riss das Kind an sich. Mit der freien Hand packte sie meinen Arm und wollte mich ebenfalls mit sich hinausziehen, doch ich wand mich aus ihrem Griff. Ich wollte unbedingt wissen, wer dieser Mann war und was er wollte. Marlene wartete nicht, sondern eilte mit eingezogenem Kopf nach draußen, als hätte sie Angst, die Soldaten könnten sie an Ort und Stelle aufspießen.

Der Korporal war knallrot angelaufen, konnte aber nichts weiter tun, als die Tür zu schließen und an die Seite seiner Gräfin zu eilen. »Es tut mir leid, gnädige Frau, er ließ sich nicht aufhalten.«

Erst jetzt richtete meine Mutter den Blick auf den Fremden. Ein Hauch von Abscheu huschte über ihr Gesicht. Anscheinend war ihr dieser Mann nicht fremd.

»Darf ich nicht einmal einen Tag meinen Sohn betrauern, ehe Ihr kommt und mir die Grafschaft streitig macht? Nicht einmal einen Tag, Graf Ludwig Casimir?«

»Mein ausdrückliches Beileid, werter Gräfin Louise Juliane. Es ist mir zutiefst unangenehm, Euch so unmittelbar zu belästigen. Leider dulden die Umstände keinen Aufschub.«

Meine Mutter stieß einen tiefen Seufzer aus und schloss kurz die Augen, während Korporal Quast sich neben ihr merklich aufrichtete. Er sagte nichts, doch in seinem Blick lag Entschlossenheit, seine Herrin gegen jedweden Angriff zu verteidigen. Ich traute ihm durchaus zu, es mit den beiden Soldaten aufzunehmen, glaubte aber nicht, dass es hier im Schloss zu Handgreiflichkeiten kommen würde.

»Welche Umstände?«, fragte meine Mutter und schaute den Grafen wieder an.

»Der Kurfürst von Köln hat die Grafschaft Sayn zum erloschenen Lehen erklärt und sie Franz Wilhelm von Wartenberg, dem Bischof von Osnabrück, übertragen.«

»Was?« Meine Mutter fuhr vom Sessel hoch, plötzlich wieder voller Leben. »Wie kann er es wagen!«

»Seine Beamten sind bereits auf dem Weg hierher. Die Kurkölnischen besetzen Hachenburg, während wir hier reden.« Seine buschigen Augenbrauen zogen sich zusammen und er sah meine Mutter eindringlich an. »Wenn Ihr die Grafschaft in Familienhand halten wollt, Gnädigste, dann müsst Ihr mir die Regentschaft überschreiben. Ich werde im Namen beider Linien, der Saynschen wie der Wittgensteiner, regieren. Ihr habt keinen männlichen Nachkommen mehr.«

»Mein Mann, Gott hab ihn selig, hat meine Töchter als Erbinnen eingesetzt, sollte Ludwig etwas zustoßen«, flüsterte meine Mutter.

»Das wird der Kurfürst genauso wenig akzeptieren wie der Bischof und das wisst Ihr, Louise. Wenn Ihr unsere Grafschaft vor den Krallen dieser Aasgeier retten wollt, dann überschreibt sie mir. Ich verspreche Euch, dass Eure Töchter eine angemessene Abfindung erhalten werden. Es soll Euch an nichts mangeln.«

Ich schluckte und wagte kaum zu atmen. Mein Vater hatte mich und Nanni zu Erbinnen bestimmt? Wir sollten die Regentschaft übernehmen? Ich traute meinen Ohren kaum. Bisher war meine Mutter die einzige Regentin, von der ich wusste, und das bloß als Vormund, weil mein Bruder noch zu jung gewesen war. Sonst regierten nur Männer.

Graf Ludwig Casimir hatte einen der Soldaten herangewinkt, der ein Bündel Papiere aus einer Ledermappe zog. Der Graf nahm ihm die Papiere ab und breitete sie auf dem Tisch aus. »Ihr habt keine Wahl, Gnädigste. Wenn Ihr nicht wollt, dass das Volk morgen einem fremden Herrn huldigt, dann unterschreibt.« Er klopfte bedeutungsvoll mit dem Zeigefinger auf die Papiere, während der Soldat ihr ein Tintenfass hinstellte und eine Schreibfeder bereitlegte.

Das Gesicht meiner Mutter bekam hektische rote Flecken. Ich konnte sehen, wie sie mit sich rang. Die Grafschaft bedeutete ihr



alles. Sie hatte mit Herzblut regiert, schon vor dem Tod meines Vaters, denn der war schwer krank gewesen, weswegen sie ihm viele seiner Aufgaben abgenommen hatte. Ständig war sie mit ihren Gedanken beim Volk, sorgte sich wegen der vielen Soldaten im Land, die den Menschen die Lebensgrundlage raubten und ihnen zum Dank die Pest einschleppten. Die Grafschaft in andere Hände zu geben, bedeutete, ihr Volk im Stich zu lassen. Andererseits konnte sie der Übermacht der kurkölnischen Truppen nicht die Stirn bieten.

Ihre Hände krampften sich zu Fäusten zusammen, die sie in den Falten ihres Kleides verbarg. »Gibt es keinen anderen Weg?«, fragte sie verzweifelt, aber Graf Ludwig Casimir verschränkte nur die Arme.

Mit zusammengekniffenen Lippen trat sie an den Tisch und nahm die Feder zur Hand. »Ihr garantiert meinen Töchtern ein gutes Auskommen?«

»Es ist alles dort festgeschrieben. Ich denke, es ist ein großzügiges Angebot«, erwiderte er selbstgefällig.

Meine Mutter stützte beide Hände auf den Tisch und blieb einen Moment lang mit gesenktem Kopf stehen. Dann tauchte sie die Feder ins Tintenfass und unterschrieb, ohne das Dokument zu lesen. Das Kratzen auf dem Papier jagte mir eine Gänsehaut über den Rücken.



## Hochmut



Graf Ludwig Casimir wartete gerade lange genug, um die Tinte trocknen zu lassen. Seine Augen leuchteten zufrieden wie die einer satten Katze, während er sich überaus freundlich von meiner Mutter verabschiedete. Deutlich freundlicher, als er sie begrüßt hatte. Kaum war er aus dem Zimmer, begann meine Mutter zu schwanken. Korporal Quast, der das Geschehen mit entsetztem Blick verfolgt hatte, sprang zu ihr und verhinderte gerade noch, dass sie zu Boden stürzte.

»Lauf, hol die Zofe!«, rief er mir zu und ich gehorchte, ohne ihn zurechtzuweisen. Eigentlich durfte er mir keine Befehle erteilen, aber das hatte er wohl in der Aufregung vergessen.

In der Eingangshalle stand zum Glück unsere Leibgarde, so dass ich einen der Soldaten losschicken konnte, die Zofe zu suchen. Ich selbst hätte mich hoffnungslos in dem fremden Gemäuer verlaufen.

So blieb ich vor der Tür stehen und wartete. In meinem Kopf rumorte es. Um mich abzulenken, rief ich mir den Stammbaum ins Gedächtnis, den mein Tutor mich hatte auswendig lernen lassen. »Jeder Adelige sollte seine Abstammung kennen«, hatte er mir eingebläut. Wer war Ludwig Casimir? Mein Onkel? Ich ging im Geiste die verschiedenen Möglichkeiten durch. Nein, der Onkel hieß Ludwig Albert, ein Halbbruder meines Vaters. Dann musste Ludwig Casimir ein Cousin von ihm sein. Oder sein Onkel, der hieß auch Ludwig. Aber der wurde Ludwig der Jüngere genannt, weil Ludwig der Ältere mein Urgroßvater gewesen war. Hätte man meinen Bruder irgendwann Ludwig den Jüngsten genannt? Warum bekamen so viele Kinder die Namen ihrer Väter? So wie ich. Ernestine Salentine, Tochter von Ernst Salentin. Wie einfallsreich.

Hastige Schritte rissen mich aus meinen Gedanken. »Was ist passiert?«, fragte die Zofe.

»Der Gräfin ist nicht wohl«, erwiderte ich und führte sie ins Zimmer, wo meine Mutter wieder im Sessel saß, während der Korporal ihr mit seinem Hut Luft zufächelte.

»Es war alles zu viel für sie«, murmelte er leise. »Sind ihre Gemächer hergerichtet?«

»Natürlich, es ist alles bereit. Wenn meine gnädigste Herrin mir folgen wollen?« Die Zofe machte einen tiefen Knicks und schielte mit gesenktem Kopf zu meiner Mutter, die momentan nicht den Eindruck machte, irgendetwas zu wollen. Sie schien mir fast so leblos wie mein Bruder in der Nacht, eine Puppe ohne eigenen Willen oder Geist.

Als sie keine Antwort gab, legte der Korporal vorsichtig seinen Arm um ihre Taille und zog sie auf die Füße. Sie ließ sich von ihm führen.

Der Korporal war wirklich ein Ehrenmann und ich bewunderte seine Haltung, während ich der kleinen Prozession folgte. Sicherlich hätte er sie getragen, wenn sie nicht selbst gelaufen wäre.

Ich stand eine ganze Weile im Flur herum und wartete, bis meine Mutter in ihrem Zimmer versorgt war. Da ich mich nicht auskannte, wusste ich auch nicht, wo Marlene und Nanni waren. Ob man auch für mich ein Zimmer vorbereitet hatte? Noch hatte ich keine eigene Zofe, aber Mutter hatte auf der Freusburg schon vor einiger Zeit gesagt, dass ich bald eine bekommen sollte. So langsam wurde ich mit meinen zehn Jahren zu alt für eine Kinderfrau.

Korporal Quast wirkte bedrückt, als er aus dem Zimmer kam. Beinahe wäre er fortgegangen, ohne mich überhaupt zu bemerken. Ich räusperte mich vernehmlich und er fuhr herum.

»Gnädigste Komtess, es tut mir leid, ich ...« Er verstummte.

Ich entschied, ihm nicht vorzuhalten, dass er mich vergessen hatte. »Wisst Ihr, wo ich meine Schwester finde?«, fragte ich stattdessen.

»Natürlich, ich bringe Euch gleich hin. Bitte, Komtess, bitte.«

Er lud mich mit einer Verbeugung und ausgestreckter Hand ein, ihm zu folgen.

Das Schloss hatte im Vergleich zur Freusburg erfreulich viele Fenster, selbst auf den Fluren, sodass ich die wunderbare Aussicht bestaunen konnte. Wir befanden uns im zweiten Geschoss des an das Hauptgebäude angrenzenden Flügels, von wo aus man über Hachenburg blicken konnte. Links war die Kirche, rechts davon der Marktplatz mit seinem hübschen Brunnen und einigen prächtigen Häusern, von denen eins kein Fachwerkhaus war, sondern ganz aus Steinen erbaut. Es wirkte besonders edel, auch wenn mir die Fachwerkhäuser besser gefielen.



Zu meiner großen Freude bekam ich tatsächlich ein eigenes Zimmer, das mit einer Verbindungstür zum Nachbarzimmer ausgestattet war, in dem Marlene mit Nanni wohnte. Staunend betrachtete ich das große Bett mit seinen blassgrünen Vorhängen, die mit zauberhaften Schnitzereien und verschiedenfarbigen Holzeinsätzen verzierten Kommoden und die weichen Teppiche auf dem Boden. In einer Nische am Fenster stand ein kleines Tischchen mit zwei Stühlen und an der Wand prangte ein wunderschönes Gemälde einer Waldszene mit Rehen. Die Wände waren im unteren Bereich mit Holz vertäfelt und ich spürte sofort, dass es hier viel wärmer war als in der Freusburg, obwohl im Kamin kein Feuer brannte.

Ich war so damit beschäftigt, in dem neuen Luxus zu schwelgen, dass ich gar nicht merkte, wie der Korporal mich allein ließ und Marlene ins Zimmer kam.

»Gefällt Euch Euer neues Reich, Komtess?«, fragte sie und ich fuhr erschrocken herum. Im nächsten Moment strahlte ich schon wieder vor Begeisterung.

»Sieh dir nur die feinen Möbel an! Und das Gemälde! Sieht es nicht so aus, als würden die Rehe gleich ins Zimmer springen?

Und ach, diese schönen Schnitzereien!« Ich fuhr mit den Fingern über die oberste Reihe der Holzvertäfelung, die verschiedene Tierfiguren aufwies. »Ist euer Zimmer auch so schön?«, fragte ich und rannte zur Verbindungstür, wo Nanni jetzt erschien. Auch ihre Augen leuchteten.

»Da! Schau, ein Pferd!« Sie nahm meine Hand und zog mich ins Zimmer, wobei sie aufgereggt hüpfte. Tatsächlich, gleich neben ihrem kleinen Bettchen stand ein großes Schaukelpferd mit echter Mähne und Schweif. Es war so groß, dass selbst ich bequem darauf hätte sitzen können, doch ich war natürlich viel zu alt für so ein Kinderspielzeug. Ich half Nanni aufzusteigen und freute mich über ihr fröhliches Lachen, während sie vor- und zurückschaukelte.

»Nicht zu wild!«, mahnte ich.

Marlenes Bett stand nahe bei dem Kinderbett. Es gab ein paar Möbel weniger und kein so schönes Gemälde, dafür aber einen Wandteppich und ein Sofa mit elegant geschwungenen Beinen und eingedrehten Armlehnen. Es sah unglaublich bequem aus und ich setzte mich sofort darauf.

»Ich denke, wir werden uns hier sehr wohlfühlen«, verkündete ich und nickte Marlene zu. Sie lächelte mich traurig an. Ihr Gesichtsausdruck versetzte mir einen Stich. Vor lauter Aufregung hatte ich den Tod meines Bruders ganz vergessen. Ich sackte in mich zusammen und schaute beschämt zu Boden.

Marlene setzte sich zu mir und legte den Arm um mich. »Betrübt Euch nicht, Komtess. Es ist das Glück der jungen Herzen, dass sie im Augenblick leben und ihre Freude immer stärker ist als die Sorge.« Sie streichelte mir sanft über den Rücken. »Ich weiß, dass Ihr Euren Bruder lieb hattet und ihn vermissen werdet. Und dennoch dürft Ihr lachen und Euch freuen, wenn Euch danach ist. Und wenn Euch das Herz schwer wird, weil er fehlt, dann weint Ihr eben und ich werde Euch trösten. Habt keine Angst. Es wird alles gut.«

Ich atmete tief durch und lehnte mich dankbar an sie. »Die

Gräfin hat dem Grafen Ludwig Casimir die Grafschaft überschrieben«, sagte ich leise. »Was bedeutet das?«

»Hat sie das?« Marlenes Arm in meinem Rücken spannte sich an, fuhr dann aber mit dem Streicheln fort. »Leider weiß ich nicht genau, was das bedeutet. Er gehört zur Familie, nicht wahr?«

Ich nickte. »Zur Wittgensteiner Linie, glaube ich.«

»Dann wird er sicher gut für die Gräfin und Euch sorgen.«

Das hoffte ich auch. Dummerweise klang Marlene alles andere als überzeugt. Sie wirkte eher, als wollte sie mir keine Angst machen mit ihren wahren Befürchtungen. Ich fragte jedoch nicht nach. Im Moment hatte ich genug damit zu tun, die sich überschlagenden Ereignisse der letzten zwei Tage zu verarbeiten. Etwas anderes kam mir in den Sinn: »Wird der Tutor in der Freusburg bleiben?«

Jetzt lachte Marlene doch. »Das würde Euch gefallen, Komtess, nicht wahr? Was soll er denn da, ohne jemanden, den er lehren kann? Nein, nein, der Tutor wird sicher bald hier eintreffen und Eure Unterweisung wieder aufnehmen.«

Ich verzog das Gesicht. Da Nanni noch zu klein war, würde ich die einzige Schülerin sein. Wie schrecklich! Mit Ludwig zusammen war es ab und zu ganz lustig gewesen, denn der hatte längst nicht alles gemacht, was Herr Wirich von ihm wollte. Doch ganz allein gab es keine Ablenkung, ich würde mich zu Tode langweilen. Ich seufzte. Hoffentlich fiel er unterwegs vom Pferd und brach sich einen Arm, am besten den rechten, dann konnte er nicht mehr schreiben. Zu spät fiel mir ein, dass er mir dann trotzdem noch sagen konnte, was *ich* schreiben sollte. Verflixt.

Wenn meine Mutter nichts mehr zu regieren hatte, konnte sie mich doch unterrichten. Das würde mir bestimmt besser gefallen. Sie konnte zwar auch sehr streng sein, hatte aber meistens eine liebevolle Art an sich. Deswegen mochte sie auch jeder, vor allem die Leute aus dem einfachen Volk. Die vergötterten sie regelrecht. Sie war wahrscheinlich die erste und einzige Gräfin, die mit der Kutsche durch die Dörfer fuhr und die Menschen nach

ihrem Leid fragte. Ihnen zuhörte. Und wenn die Not gar zu groß war, ihnen sogar Brot schenkte.

Kein Wunder also, dass ihr eben alles zu viel geworden war. So kurz nach dem Verlust ihres Sohnes die Grafschaft zu verlieren, musste ihr das Herz gebrochen haben. Würde Graf Ludwig Casimir sein Versprechen halten? Warum hatte meine Mutter ihn so angewidert angeschaut, als er zur Tür hereingekommen war? Da musste in der Vergangenheit etwas passiert sein, von dem ich nichts wusste. Ich musste unbedingt herausfinden, was das war.



Die nächsten Tage waren Nanni und ich damit beschäftigt, das Schloss zu erkunden. Wir machten uns einen Spaß daraus, Marlene zu entwischen und durch die langen Flure zu flitzen, in jedes Zimmer zu spähen und uns aus der Küche Leckereien zu holen. Wie gut, dass Mutter nicht aus ihren Gemächern kam, denn sie hätte dem sicher schnell einen Riegel vorgeschoben. Doch wir bekamen sie nicht zu Gesicht und waren viel zu sehr in unserem Entdeckungseifer gefangen, um uns darüber Gedanken zu machen.

Der Schlossgarten war am schönsten. Ich liebte es, die ordentlich geharkten Kieswege zwischen den Blumenbeeten entlangzuschlendern, während Nanni wie ein junger Hund um mich herumhüpfte. Meinen kleinen Sonnenschirm über mir aufgespannt, stellte ich mir vor, ich wäre in Begleitung eines edlen Herzogs, der mir den Hof machte und mich mit Komplimenten überhäufte. Er würde mich heiraten und mich in sein Schloss holen, mit einer prachtvollen, vierspännigen Kutsche. Ich hätte eine ganze Schar von Dienern um mich, die mir jeden Wunsch von den Augen ablesen, und keine Sorge würde mein Gemüt verdüstern.

Wenn Nanni mich fragte, was ich da tat, erwiderte ich nichts, denn sonst würde sie nur auch eine Herzogin sein wollen und das war mir zu albern.

Manchmal versteckten wir uns in dem verwilderten Teil des Gartens, wo Obstbäume und Beerensträucher wucherten, von denen wir alles naschten, was gerade reif war. Nanni schaffte es immer wieder, sich ihr Kleidchen zu verschmieren, egal wie oft ich sie dafür schalt. Dann schaute sie mich mit ihren großen blauen Augen an, schob die Unterlippe vor und ich nahm sie schnell in den Arm, bevor sie zu weinen anfang. Ich konnte ihr einfach nicht böse sein.

Nach einer Woche war es mit meiner Freiheit allerdings vorbei, denn der Tutor traf ein und begann umgehend mit dem Unterricht. Es war schrecklich. Ich saß im Schulzimmer im Erdgeschoss an einem großen Pult, den Griffel in der Hand, während der Tutor vor mir auf und ab spazierte und mir sinnlose Dinge diktierte. Ich kratzte sie auf meine Tafel, nur um sie wieder wegzuwischen, sobald er alles überprüft hatte.

Natürlich schrieb ich ordentlich und bemühte mich, keine Fehler zu machen. Wenn ich mich anstrengte, entließ er mich zur Belohnung manchmal früher. Und doch empfand ich keine Freude bei seinem Lob, war nicht stolz auf meine Leistungen. Es war ja nicht schwer, was er von mir verlangte, nur unendlich langweilig. Was interessierten mich Grammatik, Psalmen und Rechenaufgaben? Ich konnte lesen und schreiben. Dass das wichtig war, hatte ich begriffen, denn dann konnte ich selbst Korrespondenz verfassen und lesen und war nicht auf einen Schreiber angewiesen. Man wusste ja nie so genau, ob der wirklich das schrieb, was man ihm sagte. Aber sonst? Eine Gräfin musste nicht regieren, auch wenn meine Mutter das anders sah. Eine Gräfin war nur dazu da, sich von den Angestellten umsorgen zu lassen und Kinder zu bekommen. Vorzugsweise Jungen.

Der Tutor klopfte mit den Knöcheln vor mir auf das Pult und riss mich jäh aus meinen Gedanken. »Komtesse! Sie träumt wohl?« Er sah mich finster an. Eigentlich war er noch relativ jung, doch sein kurzer Spitzbart und die buschigen dunklen Augenbrauen ließen ihn älter und streng wirken.



»Darf ich nicht rausgehen? Es ist so warm. Mein Kopf tut weh.«

»Hier in den Räumen ist es kühler als draußen. Aber wenn der Komtess nicht wohl ist, werden wir eine kleine Pause machen. Sie trinkt etwas und dann setzen wir den Unterricht fort.«

Schon bei dem Wort »Pause« war ich aufgesprungen. Ich wollte gerade zur Tür laufen, als diese sich öffnete. Meine Mutter trat ein.

Sofort versank der Tutor in einer tiefen Verbeugung. Auch ich machte einen Knicks, wie es sich gehörte.

»Bitte, Herr Wirich, lasst uns einen Moment allein.«

»Wie die gnädigste Gräfin wünscht.« Mit ehrerbietig geneigtem Kopf bewegte er sich rückwärts aus dem Raum. Wann würde auch ich endlich mit so viel Ehrfurcht behandelt werden?

Meine Mutter kam auf mich zu. Sie konnte sehr unterschiedlich gehen. Wenn sie wollte, setzte sie ihre Schritte so sacht, dass es wirkte, als würde sie durch den Raum gleiten. Zu anderen Gelegenheiten war jeder Schritt von einem deutlichen Schwung begleitet, anmutig und liebreizend. Und manchmal, wenn sie aufgebracht war, stampfte sie so wütend auf wie ein Mann. In diesen Fällen stellte man sich ihr besser nicht in den Weg. Jetzt war ihr Gang unauffällig, nicht auf Wirkung oder Publikum bedacht, und wahrscheinlich fiel er mir gerade deswegen auf.

Sie sah mir in die Augen und strich mir mit der Hand über die Wange. »Geht es dir gut, meine Tochter?«, fragte sie leise.

Im ersten Moment wollte ich anfangen, über den schrecklich langweiligen Unterricht zu jammern, aber die Ernsthaftigkeit in ihrem Blick hielt mich davon ab. Ich nickte stumm. Sie war so blass, wirkte so erschöpft, als wäre jeder Atemzug mühsam. Ihr ging es nicht gut und das versetzte mir einen unangenehmen Stich.

»Lass uns ein wenig hinausgehen«, sagte sie, nahm meine Hand und legte sie in ihre Armbeuge.

Vor der Tür warteten der Tutor und Korporal Quast. Beide Männer richteten sich sofort auf, schoben die Schultern zurück und verbeugten sich, was meine Mutter mit einem Lächeln würdigte.

»Wir werden einen Moment im Schlossgarten spazieren ge-

hen«, teilte sie dem Tutor mit. »Ich werde Euch rufen lassen, wenn die Komtess bereit ist, mit dem Unterricht fortzufahren.«

»Sehr wohl, Gnädigste«, erwiderte Herr Wirich mit einer weiteren Verbeugung.

Ach, wenn ich ihn doch nur so herumkommandieren könnte! *Meine* Kinder würden nicht stundenlang an ein Schreibpult gefesselt werden, das schwor ich mir.

Aus dem Augenwinkel sah ich, dass Korporal Quast einen Diener anwies, uns in gebührendem Abstand zu folgen, falls die Gräfin etwas benötigte.

Eine Weile schlenderten wir schweigend die Wege des Gartens entlang. Es war angenehm warm, die Bienen drängten sich um die Blumen und Schmetterlinge segelten wie fröhliche Farbtupfer durch die Luft. Ich war heilfroh, aus dem Schulzimmer entkommen zu sein.

»Hast du eine Frage an mich, Ernestine?«, fragte meine Mutter schließlich leise.

Ich sah sie überrascht an.

»Du bist ein kluges Mädchen. Sicher machst du dir Gedanken über das, was geschehen ist. Wenn du Fragen hast, frag.« Ihr Blick folgte einem Schwarm Spatzen, der mit aufgeregtem Gezwitzcher aus einem Busch aufflog.

Stolz pochte in meiner Brust bei ihren Worten. Endlich bekam ich einmal Lob, endlich wurde ich einmal wahrgenommen. Hätte mein Bruder jetzt neben mir gestanden, ich hätte ihm die Zunge herausgestreckt. Aber das war dumm. Würde mein Bruder noch leben, stünde ich weiter in seinem Schatten, obwohl ich die Erstgeborene war.

»Werden wir hier im Schloss bleiben? Hier ist es schöner als auf der Freusburg«, sagte ich.

»Das hoffe ich sehr«, erwiderte meine Mutter seufzend.

»Muss ich wirklich heute noch einmal zum Unterricht? Es ist so schrecklich langweilig! Ich würde viel lieber mit Nanni draußen spielen.«

»Du willst immer lieber spielen.«

Ich verzog das Gesicht. »Ich habe doch schon alles gelernt, was ich wissen muss. Ich kann lesen, schreiben und rechnen. Ich kenne zehn Psalmen auswendig und kann alle Bücher der Bibel in der richtigen Reihenfolge aufsagen! Wozu muss ich immer noch unterrichtet werden?«

»Man kann nie genug lernen, Ernestine. Eine Grafschaft zu regieren, erfordert viel Wissen.«

»Aber das muss ich doch gar nicht«, erwiderte ich trotzig. »Wann bekomme ich meine Zofe?«, fragte ich schnell weiter, damit meine Mutter nicht anfing, mir einen Vortrag über Bildung und Verantwortung zu halten. Das hatte sie schon öfter getan und ich wollte davon nichts hören.

Die Gräfin holte tief Luft, stieß sie aber wieder aus, ohne etwas zu sagen. Im Schatten eines Baumes blieb sie stehen und sah auf mich herab. Ihre Augen schimmerten feucht und sie war jetzt nicht mehr blass. Hektische rote Flecken brannten plötzlich auf ihren Wangen und ich konnte sehen, wie sie die Zähne zusammenbiss. »Das werden wir noch sehen«, sagte sie gepresst. Dann eilte sie davon. Im Vorbeigehen rief sie dem Diener etwas zu, der daraufhin zu mir kam und sich vor mir verbeugte.

»Das Fräulein Komtess darf nun den Unterricht fortsetzen.« Er wies mir mit der Hand den Weg.

Als ob ich den nicht kennen würde. Ich warf ihm einen finsternen Blick zu und ging erhobenen Hauptes zum Schloss zurück. Erst als der Diener mir die Tür öffnete, kam mir der Gedanke, dass sich die Bemerkung meiner Mutter vielleicht gar nicht auf die Zofe bezogen hatte.



Sie stand eines Morgens neben meinem Bett, als Marlene mich weckte, die Hände sittsam vor dem Körper gefaltet, den Blick gesenkt.

»Das ist Catharina«, erklärte Marlene und ich war sofort hellwach. »Sie wird Euch ab sofort beim Waschen und Ankleiden helfen und Euch zu Diensten sein.«

»Meine Zofe? Ich habe endlich eine Zofe?«, rief ich begeistert, schlug die Decke zurück und sprang aus dem Bett. Meine schnellen Bewegungen mussten sie erschreckt haben, denn Catharina sah mich kurz mit großen Augen an, ehe sie wieder zu Boden schaute und einen Knicks machte. Sie war eine zierliche, hübsche Person, einige Jahre älter als ich. Ich ging einmal um sie herum, um sie von allen Seiten zu betrachten. Eine dunkelbraune Haarsträhne war ihrer Haube entwischt und ringelte sich an ihrem Hals entlang bis auf die Schulter. Im Licht der Morgensonne glänzte sie kastanienrot, was wunderbar zu der weinroten Bordüre auf ihrem braunen Kleid passte.

»Hast du das Kleid selbst genäht?«, fragte ich neugierig. Es sah sehr ordentlich aus und passte ihr wie angegossen.

»Ja, Komtess.« Ihre leise Stimme hatte einen warmen, weichen Klang, der mir sehr angenehm war. Ich nickte zufrieden und lächelte Marlene an. »Ich denke, du kannst uns allein lassen.«

Die Kinderfrau zog eine Augenbraue hoch. »Die Gräfin hat mich ausdrücklich angewiesen, Catharina heute zu begleiten und ihr alles zu zeigen«, sagte sie.

»Aber ...«

Das leise Tapsen nackter Füße unterbrach mich. Nanni kam ins Zimmer. »Marlene?«, fragte sie verschlafen, gähnte herzhaft und rieb sich die Augen. Ich lief zu ihr und nahm sie auf den Arm. In ihrem kleinen Nachthemdchen sah sie einfach zu süß aus, um sie nicht zu Herzen. Sie schmiegte sich kurz an mich und gab mir einen nassen Schmatzer auf die Wange. Lachend reichte ich sie an Marlene weiter.

»Kümmere dich ruhig um sie. Catharina und ich kommen schon zurecht.«

Marlene seufzte, widersprach aber nicht. Sie trug Nanni ins

Nebenzimmer und ich schloss sorgfältig die Tür hinter ihr. Dann drehte ich mich zu meiner neuen Zofe um.

»Es ist etwas kühl heute. Zünde bitte erst einmal das Feuer an, dann holst du Wasser.«

»Das Wasser habe ich schon mitgebracht, Komtess«, sagte sie leise und wendete den Kopf zum Tisch, wo tatsächlich ein Krug neben der Waschschüssel stand. Auch ein frisches Handtuch lag bereit.

»Sehr gut«, sagte ich und setzte mich an den Tisch. Von dort aus schaute ich zu, wie sie versuchte, Feuer zu machen. Es klappte nicht auf Anhieb und ich merkte, dass sie immer nervöser wurde, je öfter sie den Feuerstein anschlug und kein Funke den Zunder entfachte. Mir wurde im Nachthemd allmählich kalt. »Ach, lass es. Hilf mir erst beim Waschen und Ankleiden«, sagte ich schließlich. In dem Moment begann der Zunder zu qualmen und sie stieß einen erleichterten Seufzer aus.

»Nur einen kleinen Augenblick?«, fragte sie mit einem unsicheren Blick über die Schulter zu mir.

Ich nickte. Jetzt dauerte es nicht lange, bis das Feuer zu prasseln begann. Catharina erhob sich und kam zu mir. Sie goss mir das Wasser über die Hände in die Schüssel und ich wusch mir das Gesicht. Dann zog ich mir das Nachthemd aus und sie rieb mir den Rücken und die Arme mit einem feuchten Lappen ab. Sie war dabei viel vorsichtiger als Marlene, was ich sehr genoss. Nachdem sie mir beim Anziehen geholfen hatte, löste sie den Zopf, den ich immer zum Schlafen trug, und begann, mir mit sanften Strichen die Haare auszubürsten.

»Möchte die Komtess die grünen oder die roten Bänder für die Haare?«

»Welche passen denn besser zu meinem Kleid?«, fragte ich und fuhr mit den Händen über den glatten Stoff meines zartgrünen Sommerkleides.

»Zum Kleid passen die grünen besser, aber die roten bilden einen so schönen Kontrast zu den dunklen Haaren der Komtess.«

»Hm. Dann nimm die roten.«

Sie tat es. Sie tat alles, was ich ihr sagte. Sie brachte mir mein Frühstück ins Zimmer, weil ich keine Lust hatte, mich mit Nannis Kindereien abzugeben. Ich fühlte mich so vornehm, wie ich da saß und von ihr bedient wurde. Ich war so damit beschäftigt, Anweisungen zu geben, dass ich meinen Unterricht völlig vergaß. Herr Wirich vergaß ihn leider nicht, sondern ließ mir durch einen Botenjungen mitteilen, dass er mich im Schulzimmer erwartete. Ich brummelte vor mich hin, doch dann kam mir eine glänzende Idee. »Du kommst mit«, befahl ich Catharina.

Einen Moment lang sah sie so aus, als wollte sie protestieren. Die Überraschung stand ihr deutlich ins Gesicht geschrieben.

»Meine Mutter legt großen Wert auf Bildung«, erklärte ich ihr. »Sie wird sicher wollen, dass meine Zofe gebildet ist.«

»Wie die Komtess wünscht«, murmelte Catharina und folgte mir anstandslos.

Der Tutor wirkte nicht minder überrascht, als wir das Schulzimmer betraten.

»Das ist meine neue Zofe. Ich wünsche, dass sie mit mir unterrichtet wird«, sagte ich und setzte mich an mein Pult.

Catharina war zwar hinter mir eingetreten, hatte sich aber neben der Tür an die Wand gestellt und blieb dort mit gesenktem Kopf stehen.

»Die Gräfin hat mich nicht darüber informiert, dass ...«

»Die Gräfin weiß noch nichts davon, aber Ihr kennt ja ihre Haltung zum Thema Bildung. Sie wird nichts dagegen einzuwenden haben«, unterbrach ich Herrn Wirich.

Er betrachtete mich eine Weile mit gerunzelter Stirn, begann dann aber mit dem Unterricht und vernichtete alle meine Hoffnungen, dass es durch Catharinas Anwesenheit irgendwie unterhaltsamer sein würde. Er beachtete sie nicht und sie bewegte sich nicht vom Fleck, sondern verharrte die gesamte Zeit über neben der Tür. Doch wann immer ich mich zu ihr umschaute, waren ihre Augen mit voller Aufmerksamkeit auf Herrn Wirich gerichtet.

Nach dem Unterricht gingen wir in den Garten. Ich ließ Catharina meinen Schirm tragen und erzählte ihr von der düsteren Freusburg und wie schön es im Vergleich hier im Schloss Hachenburg war. So vertrieb ich mir den ganzen Nachmittag die Zeit und ging erst wieder hinein, als ein Diener mich zum Abendessen rief. Mutter war nicht anwesend, aber Marlene und Nanni konnte ich alles erzählen.

»Ich will auch eine Zofe!«, rief Nanni, ganz wie ich es erwartet hatte.

»Du bist noch zu klein«, sagte ich und atmete tief durch. Endlich traf dieser Satz auf mich nicht mehr zu. »Catharina, schenk mir noch etwas Wein nach.«

Sie reagierte nicht.

»Catharina?«

Jetzt zuckte sie zusammen und sah mich an, als wäre sie gerade aufgewacht und wüsste nicht, wo sie sich befand. Ich hielt ihr meinen Becher entgegen.

»Natürlich, ich bitte um Entschuldigung«, sagte sie. Beinahe hätte sie etwas verschüttet, so sehr zitterten ihre Hände mit der großen Karaffe.

»Sei doch vorsichtig«, ermahnte ich sie und schlug dabei den strengen Ton an, den meine Mutter benutzte, wenn sie mich rügte.

»Marlene, wann bin ich groß genug?«, fragte Nanni, während sie die Kinderfrau am Ärmel zupfte.

»Noch lange nicht«, erwiderte Marlene und sah mich dabei sehr kritisch an.

Was sollte das? Mir schien es fast, als wollte sie infrage stellen, dass *ich* groß genug war für eine Zofe. Ich schaute empört zurück.

Marlene konnte nichts weiter sagen, denn sie musste sich Nanni zuwenden, wenn sie nicht wollte, dass die ihr den Ärmel abbriss. Aus dem Zupfen war ein energisches Zerren geworden.

Nach dem Essen zog ich mich in mein Zimmer zurück, natürlich mit Catharina. Ich war noch lange nicht müde und dachte mir alle möglichen Dinge aus, die meine Zofe für mich tun sollte.

Als das ganze Zimmer aufgeräumt, die Kleider neu sortiert und die Abendtoilette erledigt waren, fiel mir nichts mehr ein. Catharina stand träge und mit hängendem Kopf neben dem Kamin. Das ging gar nicht.

»Hüpf auf einem Bein«, sagte ich.

»Wie bitte?«

Ich stand auf und ging näher zu ihr hin. Anscheinend hatte sie mich nicht verstanden.

»Hüpf auf einem Bein«, wiederholte ich und sah sie erwartungsvoll an. Nur ganz kurz schien die Frage »Warum?« in ihren Augen aufzublitzen, dann tat sie es, aber eher halbherzig.

»Ein bisschen fröhlicher!«, rief ich und klatschte in die Hände, um ihr das Tempo vorzugeben.

Die Verbindungstür ging auf. Sicher hatte Nanni uns gehört und wollte auch mitmachen. Doch es war nicht Nanni, die in der Tür stand, auch nicht Marlene, sondern meine Mutter. Ich erstarrte.

Catharina hörte auf zu hüpfen und machte einen Knicks, bei dem sie beinahe umgefallen wäre. Mutter eilte zu ihr und griff ihren Arm, um sie aufzurichten. »Geh«, sagte sie leise. »Du hast für heute genug getan.«

Ein tiefer Seufzer entschlüpfte dem Mädchen, dann machte sie noch einen Knicks und rannte förmlich aus dem Zimmer.

»Was sollte das?«, fragte meine Mutter mit eiskalter Stimme.

»Was meint Ihr?«, erwiderte ich.

»So behandelt man doch keine Zofe!«, fuhr Mutter mich an.

Ich verschränkte die Arme. »Sie ist *meine* Zofe und ich kann sie so behandeln, wie ich will!«, rief ich aus tiefster Überzeugung.

In drei Schritten war Mutter bei mir und verpasste mir eine schallende Ohrfeige. Der Schmerz raste von meiner Wange durch meinen ganzen Körper und ich starrte sie einen Augenblick lang fassungslos an. Dann fing ich an zu schreien. Ich konnte sehen, dass sie mir etwas sagen wollte, mich wahrscheinlich belehren



wollte, aber ich heulte so laut, dass sie schließlich aus dem Zimmer ging.

Voller Wut warf ich mich auf mein Bett, trommelte mit den Fäusten auf die Kissen und tobte und schrie so lange, bis mir die Luft ausging. Dann blieb ich still liegen und horchte, ob jemand kam. Aus dem Augenwinkel beobachtete ich die Verbindungstür zu Nannis Zimmer, aber die blieb verschlossen. Nach einer Weile setzte ich mich auf und verschränkte missmutig die Arme. Ich hatte fest damit gerechnet, dass Marlene kommen und mich trösten würde. Warum kam keiner? Hatten sie mich nicht gehört? Ich wischte mir die Tränen aus dem Gesicht und ging zur Verbindungstür. Sie war abgeschlossen. Sosehr ich auch rüttelte, die Tür öffnete sich nicht.

»Marlene!«, rief ich laut, bekam aber keine Antwort. Ich rannte zur anderen Tür, doch auch die war verschlossen. Man hatte mich eingesperrt? Eine neue Welle der Wut überrollte mich und ich schrie und hämmerte gegen die Tür. Als mir die Hände schmerzten, trat ich sogar dagegen – vergeblich. Es war unfassbar. Meine Mutter hatte mich tatsächlich in meinem Zimmer eingesperrt, als hätte ich ein Verbrechen begangen. Eine Weile stapfte ich ärgerlich vor mich hin grummelnd zwischen den Türen hin und her, wobei ich jeder einen Tritt verpasste, wenn ich sie erreichte. Irgendwann war meine Wut jedoch so weit verraucht, dass ich mir nur noch leidtat. Ich setzte mich ans Fenster und starrte hinaus.

Erst malte ich mir aus, wie ich schimpfen würde, sollte meine Mutter wiederkommen. Ich würde ihr genau sagen, was ich davon hielt, wie ein albernes kleines Kind behandelt zu werden. Sie konnte meinetwegen Nanni in ihr Zimmer einsperren, aber doch nicht mich! Irgendwo in meinem Hinterkopf meldete sich eine leise Stimme, die mir sagte, wie kindisch es gewesen war, meine neue Zofe wie einen dressierten Hund zu behandeln, aber die ignorierte ich.

Da meine Mutter beharrlich nicht wieder auftauchte, stellte ich mir vor, wie Korporal Quast mein verzweifeltes Weinen

hören und mich aus meiner Gefangenschaft befreien würde. Er würde tröstend seine starken Arme um mich legen, mich zu meiner Mutter führen und ihr vorhalten, wie ungerecht sie mich behandelt hatte. Dann würde sie sich entschuldigen und mir als Entschädigung einen ganzen Kuchen bringen lassen, den ich natürlich großzügig mit ihr und dem Korporal und Nanni und Marlene teilen würde. Und auch mit Catharina. Aber ich würde das größte Stück bekommen.

Die Sonne war schon weit zum Horizont gesunken und färbte den Himmel in die herrlichsten Farben, als mir erstmals der Gedanke kam, dass noch etwas ganz anderes vorgefallen sein könnte. Vielleicht war Graf Ludwig Casimir zurückgekommen und hatte meine Mutter unter irgendeinem Vorwand verhaften lassen. Oder die kurkölnischen Soldaten hatten unten das Schloss eingenommen, während ich hier oben festsaß. Aber dann hätte ich doch sicher etwas gehört?

Ich lief zur Tür, legte das Ohr ans Holz und lauschte. Nichts war zu hören. Gar nichts. Gerade als ich mich wieder aufrichten wollte, erklang ein Rascheln. Im nächsten Moment drehte sich der Schlüssel im Schloss und ich trat hastig einige Schritte zurück.

Die Tür ging auf und meine Mutter trat in den Raum. Ihr eisiger Blick fiel auf mich und ich wusste sofort, dass meine Sorgen unbegründet waren. Zumindest was die Soldaten anging.

»Bist du jetzt bereit, mir zuzuhören?«, fragte meine Mutter.

Bei der Härte in ihrer Stimme krampften meine Finger sich unwillkürlich ineinander. Ich konnte ihrem Blick nicht standhalten, senkte den Kopf und nickte.

»Gut.« Sie schob mich unsanft zur Fensternische, wo wir uns auf die Stühle setzten. »Ernestine, ein solches Verhalten, wie du es heute an den Tag gelegt hast, ist eine Schande für unseren Namen und alles, wofür wir stehen. Dein Vater und ich waren uns immer einig, dass die Menschen, die uns untertan sind, uns anvertraut sind. Wir sind für sie verantwortlich und sie haben weiß Gott

genug gelitten in den letzten Jahren. Jeden Tag habe ich darum gekämpft, ihr Leid zu lindern!«

Da sie nicht weitersprach, wagte ich einen kurzen Blick in ihr Gesicht. Es war schmerzverzerrt und Tränen schimmerten in ihren Augen.

»Catharina ist eine Waise«, fuhr sie fort. »Die Schweden haben ihre gesamte Familie ermordet. Ich fand sie halb tot geschlagen in den Trümmern ihres Dorfes. Seit einigen Jahren arbeitet sie in der Küche und ist ein liebes und dankbares Kind mit einem sanften Gemüt. Als ich sie fragte, ob sie deine Zofe werden möchte, war sie übergücklich. Und du? Du hast nichts Besseres zu tun, als dieses brave Mädchen den ganzen Tag ohne eine einzige Pause und ohne Mahlzeit arbeiten zu lassen und sie dann auch noch zu demütigen und deine kindische Willkür an ihr auszulassen.« Sie hielt nochmals inne.

Mein ganzer Kopf brannte vor Scham und ich kniff die Augen zu. Keinesfalls wollte ich meine Mutter ansehen.

»Wir sind alle Menschen vor Gottes Angesicht, Ernestine, ob nun Kaiser, Graf oder Diener. Zu viele Obere vergessen das und behandeln ihre Untertanen nicht besser als Vieh. *Wir* tun das *nicht*, meine Tochter. Dem Grafenhouse Sayn ist jeder Mensch wertvoll, der in seinem Lande wohnt und unter seiner Hand Schutz sucht. Merke dir eins, Ernestine: Nur wenn es den Untertanen gut geht, geht es auch den Grafen gut. Und wenn du mit Respekt behandelt werden willst, dann behandle auch andere so.« Sie erhob sich. »Auch Diener brauchen Pausen und müssen sich ausruhen. Hast du nicht gesehen, wie erschöpft sie war? Sie konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Ich hoffe sehr, dass du deine Lektion gelernt hast. Sollte mir noch einmal ein solches Benehmen deinerseits zu Ohren kommen, hast du keine Zofe mehr.« Aus dem Rascheln ihres Kleides schloss ich, dass sie aufgestanden war. »Einzig deine Bitte, sie am Unterricht teilhaben zu lassen, kann ich gutheißen. Sie ist zwar keine Adelige, aber sie soll ihre Chance im Leben haben.«

Ich öffnete die Augen erst, als die Tür ins Schloss fiel. Tränen rollten mir über die Wangen. Ich kam mir so unendlich dumm vor. Meine Knie zitterten und mein Magen hatte sich zu einem einzigen, harten Klumpen zusammengekrampft. Ich wollte nicht über das nachdenken, was meine Mutter mir über Catharina erzählt hatte, doch die Bilder kamen von ganz allein. Ausgebrannte, rauchende Häuser, verstümmelte Leichen, die niemand begrub, weil niemand mehr da war, um ihnen diesen letzten Dienst zu erweisen. Und dazwischen ein verängstigtes, verletztes Kind, einsam und verlassen. So behütet ich auch aufgewachsen war, ich wusste, was die Schweden angerichtet hatten. Sie hatten genauso schlimm gewütet wie die Kaiserlichen, wenn nicht noch schlimmer. Geplündert, geraubt, gemordet. Ich hatte das bleiche Gesicht und die hohlen Augen meiner Mutter gesehen, wenn sie wieder durch die Dörfer gefahren war, um sich ein Bild von den Zuständen dort zu machen. Sie hatte nie davor zurückgeschreckt, sich dem Grauen nie entzogen, das ihr Volk heimgesucht hatte. Jetzt verstand ich endlich, warum.

Langsam stand ich auf und legte mich ins Bett. Meine Mutter hatte vollkommen recht, ich hatte mich kindisch verhalten, mich vom Gefühl der Macht hinreißen lassen. Während das Licht der untergehenden Sonne mehr und mehr schwand, musste ich mir eingestehen, dass ich nur jemanden hatte herumkommandieren wollen. Das war der einzige Grund, warum ich eine Zofe haben wollen. Und das war in der Tat ein erbärmlicher Wunsch, einer Gräfin von Sayn unwürdig.



## Gesuche



In den nächsten Tagen wusste ich nicht so recht, wie ich mich Catharina gegenüber verhalten sollte. Eine direkte Entschuldigung brachte ich nicht über die Lippen und sie schien auch keine zu erwarten. Marlene war meistens zugegen und gab dem Mädchen Anweisungen, sodass sich allmählich alles einspielte und sie auch genug Pausen bekam. Je mehr Zeit wir miteinander verbrachten, desto klarer wurde mir, wie sehr ich mich gerirt hatte. Eine Zofe war nicht bloß eine Dienerin. Sie war eine Vertraute, ja fast schon eine Freundin, und ich war unendlich froh, sie zu haben. Ich hatte noch nie eine Freundin gehabt.

Nach langem Zögern hatte ich sie überreden können, sich im Unterricht zu mir an das Pult zu setzen, damit sie ihre Buchstaben schreiben konnte. Ich war natürlich stolz, dass ich das Schreiben schon so gut beherrschte, obwohl ich viel jünger war als sie. Erstaunlicherweise übertrug Herr Wirich mir die Aufgabe, mit Catharina lesen zu üben. Ich konnte gar nicht verstehen, warum es sie dermaßen begeisterte. Lesen war anstrengend, fand ich, doch als sie das erste Mal einen ganzen Satz entziffert hatte und vor Freude fast weinte, spürte ich, wie sich auch mir die Kehle zuschnürte, obwohl ich lachte.

»Gut gemacht!«, lobte ich sie und beobachtete fasziniert, wie sie liebevoll über die Seite der Bibel strich, aus der wir gelesen hatten.

»Jetzt kann ich Gottes Wort selbst erforschen«, flüsterte sie ehrfürchtig. Es klang, als wäre dies das größte Geschenk auf Erden.

Ich wusste darauf nichts zu erwidern, aber es berührte etwas ganz tief in mir. Bisher hatte ich die Bibel immer als eine Art

Folterinstrument betrachtet, mit der mein Tutor mich quälte. Lesen, Verse auswendig lernen, Psalmen aufsagen, das alles hatte ich stets mit großem Widerwillen erledigt. Es war nur ein Buch mit uralten Texten, größtenteils unverständlich und dementsprechend langweilig.

»Was gibt es denn da zu erforschen?«, fragte ich.

»Wisst Ihr denn nicht, dass Gott durch die Bibel zu uns spricht?« In ihrer Aufregung vergaß sie völlig, dass sie mich eigentlich nicht so direkt ansprechen sollte. Das durften nur höhergestellte Personen – und Marlene.

»Diese Weisheit hat sich der Komtess noch nicht erschlossen«, bemerkte Herr Wirich spitz. »Meinen Glückwunsch, Catharina. Du hast wirklich gute Fortschritte gemacht. Der Unterricht ist für heute beendet.«

Ich sprang sofort auf. »Komm, wir gehen zum Wehrturm und schauen, was auf dem Marktplatz los ist.«

Catharina folgte mir sichtlich zögernd. Sie verabschiedete sich mit einem braven Knicks von Herrn Wirich und schaute noch einmal sehnsüchtig zur aufgeschlagenen Bibel zurück.

»Nun komm schon!«, rief ich ungeduldig und zog sie am Arm hinter mir her.

»Dürfen wir denn auf den Wehrturm?«, fragte sie auf dem Weg nach draußen.

»Ich war schon öfter dort und die Wachleute haben nie etwas dagegen gehabt«, erwiderte ich. Eine merkwürdige Unruhe ergriff mich. Es lag etwas in der Luft. Ohne auf Catharina zu warten, hob ich meine Röcke an und rannte bis zum Eingang des Turms, der dem Marktplatz am nächsten war. Oben angekommen stellten sich mir zwei Soldaten in den Weg, die aber sofort zurücktraten, als sie mich erkannten. Sie wirkten angespannt und beobachteten genau, was sich vor den Schlossmauern tat.

»Ist etwas passiert?«, fragte ich neugierig und kletterte auf einen hervorstehenden Stein in der Mauer, der es mir erlaubte, nach unten zu schauen.

»Graf Ludwig Casimir lässt sich vom Volk huldigen«, sagte einer der Wachmänner.

Sosehr ich auch den Hals reckte, ich konnte ihn nicht sehen. Der Marktplatz war voller Menschen, die alle der Kirche zugewandt waren und verhaltene Hochrufe ausstießen. Vermutlich stand der Graf vor dem Kirchenportal. Begeisterter Jubel klang anders.

Ich sprang wieder auf den Boden. »Das muss ich sofort Mutter erzählen«, sagte ich und sauste schon wieder die Treppe hinunter.

»Komtess! So wartet doch!«, rief Catharina mir hinterher, die gerade erst oben angekommen war.

Voller Ungeduld trat ich auf der Stelle, bis sie mich eingeholt hatte. »Weißt du, wo meine Mutter sich aufhält?«

»Nein«, keuchte Catharina und bemühte sich, mit mir Schritt zu halten.

Bis zum Schloss rannte ich wieder, doch dann bekam ich Seitenstechen und musste langsamer gehen.

Wir fanden die Gräfin nach langer Suche im obersten Stock in einem relativ kleinen Raum, der zwar nicht möbliert war, aber einen hervorragenden Blick auf den Marktplatz bot. Obwohl die Fenster geöffnet waren, hörte man von draußen nur wenig. Am lautesten waren die Tauben, die oben auf dem Dachfirst gurrten.

Meine Mutter hatte beide Hände auf die Fensterbank gestützt und sich mit der Schulter an die Mauernische gelehnt, als bräuchte sie jeden Halt, den sie finden konnte. Sie schüttelte langsam den Kopf. »Was habe ich nur getan?«, flüsterte sie, den Blick starr auf die Menschenmenge auf dem Marktplatz gerichtet.

Ich stellte mich neben sie, aber sie sah mich nicht an.

Eine offene Kutsche bewegte sich langsam von der Kirche weg auf das untere Stadttor zu. Den Mann, der darin saß, konnte ich auf die Entfernung nicht erkennen, aber es musste wohl Graf Ludwig Casimir sein, der seinen Untertanen huldvoll zuwinkte.

»Wie konnte ich sie nur im Stich lassen?« Meine Mutter ballte die Hände zu Fäusten und hämmerte aufs Fensterbrett. »Wie

konnte ich nur?«, schrie sie plötzlich, presste eine Faust gegen ihren Mund und biss sich auf die Knöchel.

Erschrocken wich ich zurück. Hinter mir ertönten hastige Schritte im Flur, vor mir warf meine Mutter mit solchem Schwung die Fenster zu, dass die Scheiben klirrten. Sie fuhr im selben Moment herum, in dem Korporal Quast im Türrahmen auftauchte.

»Warum habt Ihr mich nicht aufgehalten?«, keifte sie ihn in einem Tonfall an, den ich von ihr noch nie gehört hatte. »Ich habe meine Grafschaft diesem eingebildeten Gockel, diesem Nichtsnutz verschrieben und Ihr habt mich nicht daran gehindert!«

Der arme Korporal rang nach Luft. »Wie hätte ich denn die gnädigste Gräfin ...?«

»Schweigt!«

Er klappte mit einem deutlich hörbaren Schnappen den Mund zu.

»Schafft mir den Advokaten Henner herbei. Ich muss widerrufen. Ich *muss* widerrufen!« Damit hastete sie aus dem Raum.

Einen Moment lang stand Korporal Quast da wie erstarrt. Er tat mir von Herzen leid. So rührend hatte er sich um meine Mutter gekümmert in ihrem Leid und was bekam er als Dank? Vorwürfe und Schelte. Doch noch ehe ich etwas sagen konnte, eilte auch er aus dem Raum.

Catharina sah mich mit großen Augen an. »Was bedeutet das alles?«, fragte sie unsicher.

Nachdenklich trat ich ans Fenster. Die Aufregung auf dem Marktplatz hatte sich gelegt; die Menschen gingen wieder ihren Geschäften nach und von der Kutsche des Grafen war nichts mehr zu sehen.

»Ich schätze, meine Mutter möchte es rückgängig machen, dass sie die Grafschaft an Ludwig Casimir übertragen hat«, sagte ich schließlich.

»Kann sie das denn?«

»Weiß der Himmel.«





In den nächsten Tagen herrschte im Schloss ein reges Kommen und Gehen. Ich nutzte jeden nur erdenklichen Vorwand, um dem Unterricht zu entweichen, denn ich wollte unbedingt wissen, was vor sich ging. Peter, einer der Botenjungen, erstattete mir, so gut er konnte, Bericht über die Namen der Besucher, während ich aus einer der Mägde alles herauskitzelte, was sie bei der Bedienung der Herrschaften aufschnappte. Leider war das herzlich wenig.

Am häufigsten war der von meiner Mutter einbestellte Jodokus Henner zu Gast, ein merkwürdiger kleiner Mann mit stark hervorquellenden Augen und einer riesigen Nase. Obwohl er immer ausgesprochen fein gekleidet war und keinen Bart, aber eine ordentliche Perücke trug, kam er mir vor wie ein Gnom. Die silbernen Schnallen an seinen Schuhen konnten nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Füße für die kurzen, dünnen Beine viel zu groß waren, und die goldenen Knöpfe auf seinem Wams wirkten auf dem wohlgerundeten Bäuchlein wie ein Hohn. Sein Kopf war ebenfalls viel zu groß für den Rest des Körpers, aber das lag wohl daran, dass er so viel nachdachte. Er war Jurist und meine Mutter hielt große Stücke auf ihn. Laut der Magd feilten die beiden stundenlang an der Formulierung eines Schreibens, von dem ich annahm, dass es der Widerruf war, mit dem die Gräfin sich ihre Grafschaft zurückholen wollte.

Herr Wirich nahm mein Interesse zum Anlass, mir die Wichtigkeit gut gewählter Worte ans Herz zu legen, und gab mir die Aufgabe, selbst ein Gesuch aufzusetzen. Er erklärte mir genau, wie ein solches aufgebaut sein musste, doch worum ich bat, überließ er mir.

Erst stöhnte ich. Diese Aufgabe erschien mir viel zu mühsam und schwierig. Doch dann flüsterte mir Catharina kichernd ins Ohr, dass ich ihn um Befreiung vom Unterricht ersuchen könnte, und ab da war ich mit Feuereifer bei der Sache. Zu viel durfte ich nicht fordern, das würde umgehend abgeschmettert werden.

Aber für den Rest der Woche befreit zu werden, erschien mir angemessen. Fieberhaft überlegte ich mir Argumente und Gründe, formulierte Sätze und verwarf sie wieder, bis mein Pult mit den vielen vollgeschriebenen Blättern mit den teils durchgestrichenen Zeilen genauso aussah wie der Schreibtisch meiner Mutter, den die Magd mir beschrieben hatte.

Für Catharina war das natürlich noch nichts, sie kopierte in der Zeit einen Psalm.

Als ich mit meinen Formulierungen endlich zufrieden war, schrieb ich mein Gesuch ordentlich auf ein frisches Blatt und überreichte es mit angehaltenem Atem meinem Tutor.

»Ich bin sehr erfreut über den Eifer und die Sorgfalt, mit denen die Komtess diesen Auftrag erledigt hat«, sagte er, warf aber nur einen flüchtigen Blick auf das Papier. »Ich werde das Gesuch sorgfältig prüfen und der Komtess morgen meine Entscheidung mitteilen.«

Enttäuscht ließ ich die Schultern hängen. Bemerkte ich da etwa ein amüsiertes Blitzen in seinen Augen?

»Es wird die Komtess freuen zu hören, dass sie bereits morgen eine Antwort erwarten darf. Die erlauchte Gräfin wird sicher deutlich länger auf einen Entscheid ihres Gesuchs warten müssen.«

Ich kniff die Lippen zusammen und beschränkte mich darauf, ihn wütend anzufunkeln. Es passte mir überhaupt nicht, dass er mich nach all meiner Mühe bis morgen zappeln ließ, und ich konnte ihm an der Nasenspitze ansehen, wie viel Spaß er daran hatte. Ich setzte ein gleichgültiges Gesicht auf und reckte das Kinn vor. »Ist der Unterricht damit für heute beendet?«, fragte ich.

»Das ist er in der Tat. Ich wünsche der Komtess einen vergnüglichen Nachmittag.«

»Vergnüglichen Nachmittag, pah«, schimpfte ich, sobald Catharina und ich außer Hörweite waren. »Der will mich doch nur ärgern.«

»Wieso glaubt Ihr das, Komtess?«, fragte Catharina.

Ich blieb stehen und stemmte die Hände auf die Hüften. Es war an der Zeit, etwas richtigzustellen, was ich schon zu lange ignoriert hatte: »Catharina, du darfst mich so nicht anreden. Das ist respektlos.«

Die Augen der Zofe wurden rund vor Schreck und sie schien förmlich zu erstarren. »Ich bitte vielmals um Entschuldigung, das war nicht meine Absicht!«, rief sie hastig. »Ich dachte nur ... Marlene spricht Euch doch auch so an ...«

»Marlene ist meine Kinderfrau, sie kennt mich, seit ich geboren wurde. Das ist etwas ganz anderes.«

»Und Korporal Quast?«

Es war keine Widersetzlichkeit, dass sie das fragte, sie wirkte ehrlich verunsichert.

»Meine Mutter hat ihm gestattet, sie mit Ihr anzusprechen, weil er ihr schon so lange treu dient. Dadurch tut er das bei mir auch, was aber eigentlich nicht richtig ist. Bedienstete sollten ihre Herren in der dritten Person ansprechen. Hat dir das niemand beigebracht?«

»Nun, ich ... doch, schon.« Sie wurde rot und studierte betreten ihren Rocksaum. »Ich bin noch nie zuvor in die Verlegenheit gekommen, eine hochgestellte Person anzusprechen.«

Dieses Eingeständnis brachte mich zum Lachen.

»Ich war doch immer nur in der Küche«, fügte sie verlegen hinzu.

»Weißt du was? Ich erlaube es dir. Wenn meine Mutter dem Korporal gestatten kann, sie zu ihr zu sagen, dann kann ich das sicherlich auch mit meiner Zofe tun.«

Der Rotton ihrer Wangen verdunkelte sich, aber in ihrem Blick leuchtete etwas auf, was ich nicht deuten konnte, ehe sie einen tiefen Knicks machte. »Es ist mir eine große Ehre, werte Komtess.«

Am nächsten Morgen saß ich so früh wie noch nie im Schulzimmer. Ausnahmsweise musste der Tutor nicht auf mich warten, sondern ich auf ihn.

Er wirkte kurz überrascht, als er den Raum betrat, lächelte dann aber wissend und deutete eine Verbeugung an. »Guten Morgen. Wie ich sehe, hat die Komtess größtes Interesse an dem Ergebnis ihres Gesuches.«

Ich erwiderte seinen Gruß mit einem Nicken und sah ihn erwartungsvoll an.

»Tatsächlich ist dieser erste Versuch der Komtess überaus gelungen, was mich sehr erfreut, auch wenn die Zielsetzung des Gesuchs vielleicht nicht ganz so erstrebenswert ist.« Er zog eine Augenbraue hoch und studierte mich einen Moment lang. »Nichtsdestotrotz war es mir ein Anliegen, die erlauchte Gräfin von den Bemühungen der Komtess in Kenntnis zu setzen.«

Mit großer Mühe behielt ich meine Haltung bei, obwohl seine Worte nichts Gutes verhießen. Jetzt würde bestimmt eine Strafe folgen, weil ich den Unterricht hatte vermeiden wollen. So etwas konnte meine Mutter nicht gutheißen.

»Ich erläuterte der Gräfin das Interesse der Komtess an den Vorgängen bezüglich der Grafschaft sowie meinen Wunsch, der Komtess die korrekte Ausführung und Wirkung wohlformulierter Schreiben nahezubringen. Ich darf der Komtess mitteilen, dass die Gräfin von ihren Ausführungen sehr angetan war. Sie wies mich an, dem Gesuch der Komtess stattzugeben.«

»Wirklich?«, rief ich ungläubig. »Ich habe den Rest der Woche frei?«

Herr Wirich lächelte etwas breiter. »Wenn die Komtess sich an ihre eigenen Argumente hält, das Fräulein Catharina eigenständig weiter unterrichtet, Zeit mit ihrer Schwester verbringt sowie die Gräfin aufsucht, um über die Entwicklungen in der Grafschaft informiert zu werden, *dann* findet in der Tat für den Rest der Woche kein Unterricht mit mir statt. Sollte die Komtess allerdings wortbrüchig werden, wird sie es bereuen.«

Hätte er diesen letzten Satz mit zusammengezogenen Augenbrauen und finsterem Blick gesagt, hätte ich seine Warnung in den Wind geschlagen. Doch er lächelte noch immer und ich

wusste genau, dass er keine Sekunde lang glaubte, ich würde meine selbst auferlegten Bedingungen einhalten. Da irrte er sich gewaltig. Ich würde ihm zeigen, aus was für einem Holz ich geschnitzt war! »Catharina? Welchen Psalm würdest du gern auswendig lernen?«

»Den ersten, Komtess«, erwiderte die Zofe leise.

»Der ist nicht sehr lang. Du bleibst hier und schreibst ihn einmal ordentlich ab, während ich meine Mutter aufsuche. Wenn ich zurückkomme, lernen wir ihn gemeinsam, bis du ihn fehlerfrei aufsagen kannst.« Mit einem Seitenblick auf den Tutor fügte ich hinzu: »Das machen wir aber nicht hier.«

»Ja, Komtess. Darf ich mit Feder und Tinte schreiben?«

Ich schob meine Schreibutensilien zu ihr hinüber, öffnete die Bibel an der richtigen Stelle und reichte ihr ein frisches Blatt Papier. »Gib acht, dass die Tinte nicht kleckst. Du darfst die Feder nicht zu tief eintauchen, und wenn du schreibst, üb nur ganz wenig Druck aus, sonst spaltet sich der Kiel und muss neu angespitzt werden.«

»Ich werde vorsichtig sein«, hauchte Catharina und nahm ehrfürchtig die Feder zur Hand.

Einen Augenblick wartete ich noch, um zu sehen, wie sie zu-rechtkam, dann machte ich mich auf die Suche nach meiner Mutter, die mir schon im Flur begegnete. Korporal Quast, der Advokat und ein weiterer Mann folgten ihr auf dem Fuße.

»Wolltest du zu mir, Ernestine?«, fragte sie lächelnd.

In Anwesenheit der Fremden traute ich mich nicht zu antworten und nickte nur.

»Meine Herren, gestattet mir einen Augenblick mit der Junggräfin.« Sie wartete gar nicht ab, ob einer der Männer protestierte, sondern nahm meinen Arm und führte mich ins nächste Zimmer. Es war das, in dem wir an unserem Ankunftstag gegessen hatten. Das, in dem meine Mutter ihre Rechte abgetreten hatte. Ich erinnerte mich noch gut, wie sie damals neben sich gestanden hatte, völlig aufgelöst nach dem Tod meines Bruders. Und wie

angewidert sie Ludwig Casimir angesehen hatte, als er hereingekommen war.

»Warum mögt Ihr den Grafen nicht?«, fragte ich neugierig.

»Welchen Grafen?«

»Ludwig Casimir.« Erneut verzog sich ihr Gesicht, als hätte sie etwas Ekelhaftes gerochen. »Er ist eine Krähe. Wo Tod und Verderben herrschen, kommt er angefliegen und pickt sich die besten Stücke heraus.«

Ihre Vehemenz überraschte mich. Normalerweise sprach meine Mutter nicht schlecht von anderen Menschen.

Als sie mich ansah, wurde ihr Gesichtsausdruck weicher und sie strich mir über die Wange. »Entschuldige, mein Kind. Es gibt wenige Menschen, die ich so verabscheue wie diesen Mann. Er kam unmittelbar nach dem Tod deines Vaters zu mir, damals in Frankfurt, nachdem wir bei König Gustav vorgesprochen hatten. Da wollte er die Grafschaft schon an sich reißen, aber ich war darauf gefasst gewesen und konnte mich wehren. Diesmal jedoch ...« Ihr Blick wanderte zum Fenster und sie seufzte schwer. »Ich habe in meiner unbändigen Trauer einen großen Fehler gemacht, Ernestine. Ich hätte nicht unterschreiben dürfen. Niemals. Aber ich hatte keine Kraft mehr.«

»Es geht Euch jetzt besser, nicht wahr?«

Sie hatte zwar noch immer tiefe Ringe unter den Augen, aber die Augen selbst blitzten wieder wie eh und je. Sie hatte die träge Lethargie abgestreift, in der sie nach Ludwigs Tod tagelang gefangen gewesen war.

»Ja, es geht mir besser. Und ich werde alles daransetzen, dass wir die Grafschaft zurückbekommen.« Sie machte eine kurze Pause. »Herr Wirich hat mir dein Gesuch gezeigt.« Ein amüsiertes Schnauben entschlüpfte ihr. »Es war wirklich gut formuliert und ich war positiv überrascht von deinem Interesse an dem, was ich tue. War das nur eine Farce, um zu bekommen, was du willst, oder interessiert es dich wirklich?«

Der Blick ihrer blauen Augen schien sich in meinen Kopf zu

bohren. Ich merkte, wie ich rot anlief. Lügen war unmöglich. Doch noch während ich mich wand, fand ich tief in mir ein Stück verletzten Stolzes, der darauf bestand, zu seinem Recht zu kommen.

»Ist es wahr, dass Vater mich und Nanni zu Erbinnen gemacht hat?«

»Ja, das hat er. Es war ihm so wichtig, dass seine Kinder die Grafschaft erben, und nicht die Wittgensteiner oder Berleburger. Leider ist es nicht üblich, dass die Töchter erben. Aber ein Testament ist ein Testament und ich werde mit allen Mitteln um unser Recht kämpfen, das verspreche ich dir.«

»Deswegen ist jetzt der Advokat hier?«

»Herr Henner hilft mir, einen Eilantrag an das Reichskammergericht zu stellen, in dem ich die Abtretung der Grafschaft an Ludwig Casimir widerrufe.«

»Das Reichskammergericht?« Das klang unglaublich wichtig.

»Es ist die höchste Instanz der Gerichtsbarkeit, an die man sich in solch einer Angelegenheit wenden kann. Wenn das Reichskammergericht dem Widerruf stattgibt, wird Ludwig Casimir uns alle Rechte zurückgeben müssen.«

»Wer ist der andere Mann, der eben bei Euch war?«

»Das ist ein Gesandter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt. Er ist euer Vormund, Erinnerst du dich?«

Ich nickte, obwohl ich mich nicht erinnerte. Mir schwirrte jetzt schon der Kopf, doch ich wollte unbedingt verhindern, dass Herr Wirich etwas an der Einhaltung meines Worts zu bemängeln hatte.

»Graf Georg hat mir versichert, dass er uns unterstützen wird. Er ist sehr einflussreich. Aber jetzt, mein Kind, muss ich mich meinen Aufgaben widmen und du dich den deinen. Ich vertraue darauf, dass du alles tust, was du in deinem Gesuch angeboten hast.«

»Das werde ich. Ich gehe sofort zu Catharina zurück und lerne mit ihr Psalm eins auswendig. Und dann spiele ich mit Nanni. Da wird sie sich freuen.«

Im Hinausgehen strich Mutter mir noch einmal lächelnd über die Wange, doch ich wusste genau, dass sie von allem hören würde, was ich tat – oder auch nicht. Ich durfte mir keinen Patzer erlauben.

Der erste meiner drei freien Tage verging wie im Flug. Zum Lernen des Psalms hatte ich ein Picknick im Garten angeordnet, zu dem auch Nanni eingeladen war. Sie wollte unbedingt Schule spielen und lernte den Psalm gleich mit Catharina zusammen auswendig. Wir hatten viel Spaß dabei. Abends kam Mutter persönlich in unsere Zimmer und ließ sich von Catharina den Psalm aufsagen. Die stammelte und stotterte ganz fürchterlich vor Aufregung, bis Nanni hereinplatzte und mit lautem »Ich will! Ich will!« für viel Gelächter sorgte. Gemeinsam trugen sie den Psalm wunderschön und in einem Fluss vor und Mutter lobte die beiden sehr. Mich natürlich auch. An diesem Abend schlief ich so glücklich ein wie schon lange nicht mehr.



Der nächste Morgen begrüßte mich wolkenverhangen.

»Wie gut, dass wir gestern noch im Garten waren«, sagte ich zu Catharina. »Heute werden wir wohl nicht nach draußen gehen können.«

»Das macht nichts. Dann haben wir viel Zeit für den Unterricht.«

Ich schüttelte den Kopf und brachte damit die Frisur durcheinander, die sie mir gerade flocht. »Warum bist du nur so versessen auf den Unterricht?«, fragte ich. Es war gar nicht schlimm, dass sie mit den Haaren noch einmal von vorn anfangen musste. Ich liebte es, frisiert zu werden.

»Ich war schon immer viel zu neugierig«, gab sie zu. »Das hat meine Mutter früher dauernd gesagt, weil ich überall meine Nase hineinstecken musste und fortwährend Fragen gestellt habe. Sie hat auch gesagt, sie würde lieber mich in die Schule schicken als



meine Brüder, aber der Pfarrer wollte keine Mädchen unterrichten.« Sie steckte die Zöpfe fest und drehte dann die Haare an den Schläfen zu Locken auf. »Wissen ist ein großer Schatz«, fügte sie mit einem Seufzen hinzu. »Ich bin Euch sehr dankbar, dass ich an Eurem Unterricht teilhaben darf.« Trotz ihrer Aussage klang ihre Stimme traurig und ich wusste nicht, was ich erwidern sollte. Im ersten Moment konnte ich die Traurigkeit nicht einordnen, bis mir einfiel, dass ihre Familie tot war. Sie allein war übrig geblieben. Der Gedanke war beklemmend.

Eigentlich hatte ich in meinem Zimmer frühstücken wollen, doch jetzt sehnte ich mich plötzlich nach Nannis Gesellschaft. »Wir werden mit den anderen essen«, verkündete ich, während ich mich im Spiegel betrachtete. »Es wäre doch eine Schande, wenn niemand diese schöne Frisur sehen würde.«

Im Speisesaal angekommen, bereute ich meine Entscheidung, denn sowohl meine Mutter als auch der Advokat und der hessische Abgesandte waren zugegen. Die Herren erhoben sich sofort und begrüßten mich mit höflichen Verbeugungen, die ich mit einem Kopfnicken entgegennahm. Gleichzeitig überlegte ich fieberhaft, wie ich mich korrekt zu verhalten hatte. Catharina war mir keine Hilfe; sie war neben mir zur Salzsäule erstarrt. Gott sei Dank kam uns Mutters Zofe zu Hilfe, begleitete mich zu meinem Platz und raunte Catharina ins Ohr, was sie zu tun hatte.

Verkrampft lächelnd hoffte ich inständig, dass ich mich nicht blamieren würde, und aß dementsprechend wenig, wobei ein kleiner Teil von mir es außerordentlich genoss, in Gesellschaft dieser wichtigen Herrschaften zu Tisch zu sitzen und von ihnen wie eine Dame behandelt zu werden. Ich würde mich daran gewöhnen müssen, denn wenn meine Mutter mit ihrem Ansinnen wirklich Erfolg haben sollte, dann würde ich bald Regentin sein. Ob ich das wollte oder nicht, schien gar nicht zur Debatte zu stehen.

Es klopfte energisch an der Tür und einer der Wachsoldaten trat in den Saal. »Der Bischof von Osnabrück wünscht die erlauchtigste Gräfin zu sprechen«, sagte er mit einer Verbeugung.

Sowohl meine Mutter als auch die beiden Herren sprangen vom Tisch auf. »Von Wartenberg hier in meinem Schloss?«, rief Mutter entsetzt.

»Korporal Quast hat den Soldaten des Bischofs den Zutritt verwehrt. Es sind zehn Mann im Schlosshof, unsere Garde ist in Bereitschaft.«

»Meine Herren, Ihr begleitet mich. Für diese Unterredung muss ich Zeugen haben.«

»Das sehe ich auch so«, erwiderte Herr Henner mit grimmi- gem Gesicht.

Dieses Spektakel konnte ich mir nicht entgehen lassen. Ich hatte keine Ahnung, wer der Bischof von Osnabrück war, aber wenn seine bloße Anwesenheit meine Mutter so in Angst versetzte, konnte er nichts Gutes im Schilde führen. In der Aufregung gelang es mir, mich unbemerkt mit in den Raum zu stellen, in dem der Bischof wartete.

Er stand am Fenster, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und drehte sich, wie mir schien, betont langsam um, als die Gruppe mit meiner Mutter an der Spitze den Raum betrat. Er war ein stattlicher Mann mit hoher Stirn und glatten Haaren, die ihm bis auf den weißen Kragen fielen. Die schwarze Kleidung mit dem goldenen Kreuz auf seinem Wams wirkte ebenso bedrohlich wie der Blick, den er jetzt auf meine Mutter richtete. Seine Verbeugung fiel so knapp aus, dass es schon beleidigend war.

Ich drückte mich unauffällig neben der Tür an die Wand, wo sonst die Diener standen. Die beiden Wachleute, die mit uns den Raum betreten hatten, hatten sich Schulter an Schulter vor der Tür aufgebaut, und ehe diese geschlossen wurde, sah ich, dass auch draußen zwei Wachleute standen, die Hände auf den Griffen ihrer Säbel. Ich schluckte. Offensichtlich stellte dieser Bischof eine ernsthafte Bedrohung dar. Vorsichtig schob ich mich etwas weiter in die Ecke, um einerseits nicht aufzufallen und andererseits besser sehen zu können.

Meine Mutter hatte sich wieder gefasst und funkelte den Bi-

schof wütend an. »Was verschafft mir die Ehre Eures Besuches, Exzellenz?«, fragte sie knapp. Sie wirkte nicht, als würde sie sich sonderlich geehrt fühlen.

»Ihr wisst sehr wohl, warum ich hier bin, Gräfin«, erwiderte der Bischof schon beinahe gelangweilt. »Euer Lehen ist erloschen. Der Kurfürst von Köln hat es mir übertragen. Ihr werdet das Schloss räumen.«

»Ich werde nichts dergleichen tun.« Meine Mutter trat auf den Bischof zu und sah ihm fest in die Augen, auch wenn sie dazu den Kopf in den Nacken legen musste. »Graf Ernst hat die Erbfolge in seinem Testament klar und deutlich festgelegt. Mein Advokat wird Euch das bestätigen, nicht wahr, Herr Henner?«

»Das hat er in der Tat, erlauchtigste Gräfin.« Der kleine Anwalt neigte den Kopf, ließ dabei den Bischof jedoch nicht aus den Augen.

»Klar und eindeutig ist, dass Ihr keinen männlichen Nachkommen mehr habt. Es ist mir egal, was für Gefühlsduseleien Euer verstorbener Mann in sein Testament gekritzelt hat. Eure Töchter kommen als Erbinnen nicht infrage, das weiß jeder. Der Erbgraf ist tot und damit ist das Lehen erloschen. Räumt das Schloss. Ihr habt bis zum Sonnenuntergang morgen Zeit.« Er schritt zur Tür und ging dabei so nah an meiner Mutter vorbei, dass sie zur Seite treten musste, um nicht angerempelt zu werden. Die Wachleute öffneten ihm die Tür, doch bevor er hindurchging, richteten sich seine wässrig blauen Augen auf mich und er hielt inne. Seine Zungenspitze fuhr hinter seinem Schnauzbart über die fleischigen Lippen. »Wer ist das?«, fragte er, ohne jemanden direkt anzusprechen.

»Die Junggräfin Ernestine«, antwortete Herr Henner.

Die Augen des Bischofs verengten sich prüfend, dann erschien ein schmutziges Lächeln auf seinem Gesicht, das mir wie Nadelstiche in den Körper fuhr. Er ging wortlos hinaus.

Einige Minuten lang herrschte angespanntes Schweigen im Raum. Ich wagte es nicht, mich zu rühren. Von draußen hörte

man gedämpfte Befehle und Hufgetrappel. Kurz darauf kam Korporal Quast ins Zimmer geeilt.

»Eure Befehle, gnädigste Gräfin?« Er sah sie atemlos an, bereit, sofort auszuführen, was sie ihm auftrug.

Erst jetzt schien meine Mutter sich ans Atmen zu erinnern. Auch ich hatte die Luft angehalten und atmete mit ihr zusammen tief ein. Sie dachte nur einen Augenblick nach.

»Ruft die gesamte Garde zusammen und schafft so viele Vorräte herbei, wie Ihr finden könnt. Dann verrammelt die Tore. Niemand betritt das Schloss. Weder dem Bischof noch seinen Soldaten noch irgendwelchen Gesandten wird Zutritt gewährt.«

Korporal Quast verbeugte sich und war im nächsten Moment verschwunden.

»Meine Herren«, wandte meine Mutter sich an die beiden Gäste. »Ihr werdet in größtmöglicher Hast aufbrechen. Herr Sinoll, bitte überbringt dem Landgrafen Georg meine dringlichste Bitte um Unterstützung in dieser Angelegenheit. Ich muss Euch nicht erläutern, dass meine Garde den osnabrückischen Truppen kaum etwas entgegensetzen hat. Herr Henner, mein Widerruf muss auf schnellstem Wege zum Reichskammergericht. Werdet Ihr Euch darum kümmern?«

»Die erlauchteste Gräfin darf sich dieser Sorge getrost entledigen. Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, damit ihr Widerruf mit höchster Priorität bearbeitet wird.« Beide Männer verbeugten sich tief und verließen dann eiligst den Raum.

Aus dem Flur hörte ich leises Stimmengewirr. Die Neuigkeiten rasten durch die Dienerschaft wie ein Lauffeuer, während ich noch immer vor Schreck erstarrt in der Ecke stand. Ich hatte das Bedürfnis, mir den Blick des widerlichen Bischofs von der Haut zu kratzen. Warum nur hatte er mich so angesehen?

Mutter kam zu mir, legte die Arme um mich und zog mich schweigend an sich. Ich roch ihren bitteren Schweiß und spürte ihr Herz unter meinem Ohr pochen. »Was geschieht jetzt mit uns?«, fragte ich. Es klang kläglich, ängstlich, wie das Piepsen einer Maus.

»Hier im Schloss sind wir sicher. Diese Mauern kann niemand einnehmen, schon gar nicht, wenn unser treuer Korporal die Tore verteidigt. Hab keine Angst.« Sie strich mir über den Kopf.  
»Wir geben nicht auf. Niemals.«

Ich hatte den Eindruck, die letzten Worte sagte sie mehr zu sich selbst.